Nr. 41. Jahrgang V. Berlin, 9. Oktober 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten ($2^1/_2$ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten ($^1/_2$ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Vorstandswahl in Berlin.

II.

Das Judengesetz von 1847 hat — es ist kaum glaublich! — eine gute Seite: es zeigt einen echt demokratischen Zug. Das Volk wählt seine Abgeordneten, diese ernennen das Kabinet, nach je drei Jahren ist das Volk in der Lage, sein Votum zu korrigieren, giebt es den Abgeordneten Gelegenheit, unter den Regierenden Umschau zu halten und Unbewährte aus der Leitung der Gemeinde zu entfernen. Einen König auf Lebenszeit, einen Vorsteher von Gottes Gnaden giebt es nicht — nach dem Judengesetze von anno 1847. Dieses Gesetz, dessen Beseitigung alle ehrlichen Freunde des Judentums sehnlichst wünschen, hat aber durch die Praxis statt einer Verbesserung eine Verböserung erfahren; es ist in den meisten, und nicht zuletzt in den größten Gemeinden zu einer Art Verfassung geworden, wie sie sich jenes Bäuerlein, das eine Republik mit dem Herrn Herzog an der Spitze forderte, nicht schöner hätte wünschen können; wer sich einmal der Leitung der Gemeinde bemächtigt, der behält sie auch ohne, ja selbst gegen den Willen der Gemeinde. So ist es in Bomst, so auch in Berlin; der Unterschied zwischen Bomst und Berlin besteht vielleicht darin, daß wir d r e i Herzöge haben, während sich unsere Glaubensgenossen in der kleinen Posenschen Weinstadt mit einem einzigen begnügen müssen.

Herrn Justizrat Meyer hat der Volksmund längst in seiner Herzogswürde anerkannt, indem er ihn, der im Stadtverordnetenkollegium zum Unterschiede von Dr. Alexander Meyer neben seinem Namen die Zahl I führt als „Meyer den Ersten“ bezeichnet. Er wurde von dem Repräsentantenkollegium in dieser Würde bestätigt, indem unsere Abgeordneten niemals gegen oder auch nur ohne den Willen des Gemeindegewaltigen etwas ein- noch durchgeführt haben. Kein Wunder, daß unter den Blättern, die Herrn Justizrat Meyer aus Anlaß seines 25jährigen Vorsteherjubiläums gewidmet wurden, sich ein Sang befand, der den Psalm 21 — „Herr, Deiner Macht freut sich der K ö n i g“ — zum Texte hat. Es wäre nicht deplaziert, heute in dem Psalmbuche ein Blatt umzuschlagen und eine Variation auf Ps. 20 Vers 2 — „Der Herr erhört Dich in der Zeit der Not“ — zu versuchen; es wäre nicht deplaziert, aber es wäre erfolglos, denn in unserer Liturgie folgt auf diesen Psalm eine Aphorismen-Sammlung, die mit den Worten beginnt: „Und nach Zion kommt der E r l ö s e r“ — das Mandat des Herrn Justizrat Meyer aber läuft erst mit unserem Jahrhundert ab.

Herrn Justizrat Meyer, dem Führer des Ganzen, zur Seite, in ihren Dezernaten aber alleinherrschend, stehen die Herren Hermann und Jacoby als Leiter der kultuellen und finanziellen Angelegenheiten der Gemeinde. Herr Jacoby erfreut sich großer Beliebtheit unter seinen Kollegen im Vorstand, weil er ein ins Jüdische übersetzter Miquel, ein Finanzgenie sein soll; Herr Hermann verfügt über die ungeteilte Achtung seiner Amtsgenossen, weil er durch Witz und Wissen ihnen überlegen ist.

Zeugte nicht alles in unserer Gemeinde von dem Verlangen nach neuem Leben, von dem Sehnen nach alten Zeiten, wir wüßten keine besseren Männer für die diesjährige Vorstandswahl zu nennen, als die, deren Wiederwahl wir bekämpfen. Ein Finanzleiter, dem das Kontobuch geläufig, und ein Kultusvorsteher, dem das jüdische Schrifttum nicht fremd ist — bess're find'st Du nicht mehr. Allein die Forderung der Majorität unsrer Gemeinde-Mitglieder, die sich an den letzten Repräsentantenwahlen beteiligt haben, deckt sich nicht mit dem, was diese Wiederwahl uns bieten würde. Wir suchen in dem

Unsere Freunde bitten wir, in ihren Bekanntenkreisen für unser Blatt zu wirken, und stellen die interessanten September-Nummern gern franco zur Verfügung.

Gemeindevorsteher kein Finanzgenie, das aus dem Judentum ein Kontobuch macht, noch einen Witzmacher, der ernste Fragen mit einem Scherze abthut, sondern zuerst, zuallererst, einzig und allein einen Juden — einen Juden, der mit uns, der für das Judentum lebt — einen Juden, der befähigt ist und bereit, die Verfehlungen der Vorfahren gut zu machen an den Nachkommen, mitzuarbeiten an dem Werke der Verjüngung dessen, was als veraltet wir von uns geworfen, der Wiederbelebung dessen, was Medizinpfuscher als tot bezeichnet haben. Ob die Männer, deren Wiederwahl empfohlen wird, dieser Forderung entsprechen, das mögen die entscheiden, die sich, gegen den Willen ihrer Mandatare, zu dieser Wahl wollen bestimmen lassen. (Schluß folgt.)

Der Berliner Gemeindevorstand und wir.

Unsere Leser in Berlin, die gewöhnt sind, die Bekanntmachungen der hiesigen Jüdischen Gemeinde im Anzeigeteil unseres Blattes zu finden, werden sie in der heutigen Nummer vergebens suchen. Wir haben die Publikation der Anzeigen sistiert, und zwar aus folgenden Gründen: Vor etwa zwei Jahren wandten wir uns an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde mit dem Gesuche, seine amtlichen Anzeigen auch unserem Blatte zu überweisen und zu — honorieren. Nach wenigen Tagen erhielten wir den Bescheid, daß der Vorstand „zur Zeit nicht beabsichtige, die Anzahl seiner Insertionsorgane zu vermehren". Diese Ablehnung erschien uns gerechtfertigt. Unser Blatt war damals in Berlin noch neu; es war wenig bekannt und wenig verbreitet, so daß inderthat für die Gemeindeverwaltung keine Veranlassung vorlag, es zum Insertionsorgan zu machen. Wir druckten die Publikationen des Vorstandes weiter — unentgeltlich.

Mittlerweil war es anders und besser, war unser Blatt das bei weitem gelesenste und bekannteste in Berlin worden. Unser Verhältnis zu dem Gemeindevorstand aber war das alte geblieben: nach wie vor erschienen die Anzeigen desselben in diesem Blatte; nach wie vor wurde ein Honorar weder gewährt noch beansprucht. Diese unsre Verzichtleistung zeitigte aber eine sonderbare Frucht. Nach dem alten juristischen Grundsatze: Quod non est in actis, non est in mundo („Was nicht in den Akten steht, ist nicht in der Welt") — **kannte** der Gemeindevorstand unser Blatt **nicht**. Im Juli versandte er an die Zeitungen eine Abschrift seines bekannten in Sachen der jüdischen Lehrkräfte an den Kultusminister gerichteten Gesuches; von den drei hier erscheinenden jüdischen Blättern wurden nur zwei mit der Uebersendung des Aktenstückes bedacht; unser Blatt ging leer aus — es stand eben nicht in den Akten!

Damit das Versteckspiel ein Ende nehme, richtete Schreiber dieses am 20. Juli an den Vorstand die Anfrage, ob die Ignorierung unseres Blattes auf Zufall oder Absicht beruhe. Diese Anfrage war von dem erneuten Antrage begleitet, die Anzeigen der Jüdischen Gemeinde auch uns zu überweisen. Zum Ueberfluß wurde in dem Schreiben noch auf die dem Vorstande ohnehin nicht unbekannte große Verbreitung hingewiesen, die das Blatt in Berlin gefunden. Ende September erhielten wir den von Herren J.-R. Meyer, Julius Jacoby und J. E. Isaac gezeichneten Bescheid, 1. daß der Vorstand noch immer nicht beabsichtige, die Anzahl seiner Insertionsorgane zu vermehren, daß er aber 2. von unsrer Bereitwilligkeit, Publikationen der Gemeinde im redaktionellen Teile unsrer Zeitung zur Kenntnis der Leser zu bringen, Notiz genommen habe und unsren Wunsch berücksichtigen werde, sofern derartige Schriftstücke wiederum an die Zeitungen versandt werden sollten. Wir sind objektiv genug, auch diese erneute Ablehnung des Vorstandes zu rechtfertigen; er hat inderthat keine Veranlassung, die Anzahl seiner Insertionsorgane zu vermehren, denn die Anzeigen der Gemeinde erscheinen in fast allen hiesigen Tageszeitungen,*) von denen angenommen wird, daß sie in jüdischen Häusern gelesen werden, und das genügt.

Allein der Vorstand selbst hat vor etwa sechs Jahren ein Präjudiz geschaffen, das ihn mit seiner Ablehnung ins Unrecht setzt. Auch im Jahre 1890 erschienen die Anzeigen in fast allen hiesigen Tageszeitungen, von denen angenommen wurde, daß sie in jüdischen Häusern gelesen werden; auch im Jahre 1890 hatte darum der Vorstand keine Veranlassung, die Anzahl seiner Insertionsorgane zu vermehren. In jenem Jahre nahm sich, nach dem Ableben des sel. Dr. Philippson, Herr Rudolf Mosse der Allg. Ztg. des Judentums an; das Blatt übersiedelte nach Berlin und stellte seine Spalten dem hiesigen Gemeindevorstande zur Verfügung; da fand dieser sogleich, daß für genügende Publizität der Gemeindeinserate nicht hinreichend gesorgt sei, nahm sogleich Veranlassung die Anzahl seiner Insertionsorgane zu vermehren; er überwies seine Anzeigen auch dem genannten Blatte.

Wir sind wiederum objektiv genug zuzugeben, daß die **Verwaltung** einer Gemeinde von der Größe der unsrigen ein Blatt haben muß, das ihm gelegentlich einige Seiten gelblichen Papiers zur Verfügung stellt, und daß er das Recht hat, als Gegenleistung, für die Füllung einer halben Spalte grünen Papiers zu sorgen. Man wird aber auch auf der anderen Seite objektiv genug sein müssen zuzugeben, daß die **Mitglieder** einer Gemeinde von der Größe der unsrigen nicht minder ein Blatt haben müssen, das gelegentlich die Weihrauchdünste, die um die Häupter unsrer Häupter verbreitet werden, paralysiert, die durch diese Dünste erzeugten Nebel verscheucht und Personen und Dinge zeigt, wie sie vom Standpunkte der Opposition ausschauen. Und war es das Recht des Vorstandes, einem seinen Intentionen dienenden Blatte die Anzeigen der Gemeinde ohne Not zu überweisen, so ist es seine Pflicht, diese Anzeigen einem oppositionellen Organe nicht ohne Not zu versagen. Die fernere unentgeltliche Veröffentlichung dieser Anzeigen in unsrem Blatte würde der Billigung eines Unrechts gleichkommen, und darum — **nur darum** — haben wir diese Veröffentlichung sistiert.

---

*) Dem Börsen-Courier wurden die Anzeigen entzogen, nachdem er in Sachen der sogenannten Schutzjuden-Adresse Stellung gegen Herrn J.-R. Meyer genommen hatte.

Die Antworten auf unsere Frage.

IV.

Samuel Edler von Horowitz, Lemberg.

Geehrte Redaktion! Von einer mehrmonatlichen Badereise heimkehrend, finde ich Ihre geehrte Zuschrift vom 6. August l. J. vor, und bin daher erst jetzt in der Lage, dieselbe zu beantworten. Zu meinem aufrichtigen Bedauern bin ich leider außerstande, die mir vorgelegte Frage in der Weise zu beantworten, wie es eine publizistische Behandlung dieser wichtigen Sache erfordert. Theoretisch ließen sich allerdings dieser Frage viele interessante Gesichtspunkte abgewinnen, aber durch die leider jetzt herrschende Zeitströmung, die aktuell auch auf die Entwickelung des Judentums in politischer und sozialer Hinsicht einwirkt, müßten bei der Beantwortung Ihrer Frage so viele Momente und Erscheinungen in den Bereich der Erörterung gezogen werden, die ich in meiner hiesigen öffentlichen Stellung als Präsident der Kultusgemeinde und als Mitglied vieler öffentlicher Körperschaften nicht gerne freimütig beleuchten möchte. Es könnten hierdurch Konsequenzen entstehen, die nicht mich allein treffen würden. Wollen Sie mich daher für entschuldigt halten und genehmigen Sie 2c.

* * *

Justizrat S. Meyer, Berlin.

Ihr gefl. Schreiben vom 6. August d. J. habe ich bei meiner Rückkehr von der Reise vorgefunden, bedaure aber den darin ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen zu können.

* * *

Prof. Dr. A. Sulzbach, Frankfurt a. M.

Sehr geehrter Herr! Wenn meine Antwort auch erst spät eintrifft, so ist sie darum doch nicht besser ausgefallen, als wenn ich sie unmittelbar nach Empfang Ihres gesch. Schreibens abgefertigt hätte. Trotz vielen Nachdenkens bin ich heute noch um keinen Schritt weiter gekommen, als ich es war, da ich die Frage zum ersten Male las: ich wußte damals keine Antwort darauf zu geben, d. h. auf die Hauptfrage, und weiß es heute auch noch nicht. Die Frage ist zu allgemein gehalten, als daß eine präzise Antwort darauf zu geben wäre.

Was heißt hier „Judentum"; bekanntlich malt sich dieses verschieden in den verschiedenen Köpfen, und so wird der eine darin einen Niedergang erblicken, was der andere als Aufschwung ansieht, die Antworten werden demnach nur einseitige sein und durchaus nicht befriedigen. Dann müßte auch statistisches Material vorhanden sein, das die Gegenwart überschauen ließe und solches, welches über die Vergangenheit Aufklärung gäbe, um einen etwaigen Niedergang konstatieren zu können. Fürs erste fehlt jeder Anhalt für eine Vergleichung.

Ich glaube daher, daß die Frage, ob das Judentum im Niedergange begriffen sei, schwerlich befriedigend gelöst werden wird; hingegen ist die Eventualfrage, was zu thun sei, einen etwaigen Niedergang aufzuhalten, sehr einfach zu beantworten: alles das, was unsere Altvorderen gethan, einem etwaigen Niedergang vorzubeugen. Ob ihnen das ganz gelungen ist? Ja, das müßte ja erst durch richtige Beantwortung der ersten Frage erwiesen werden. Aber eines ist ihnen gelungen, das לא תשכח מפי ורעם zur Wahrheit zu machen, so daß ein scheinbarer oder ein wirklicher Niedergang nie zu einem Verfalle führen konnte.

Noch immer gilt das Wort des R. Akiba, daß wie das Wasser das Lebenselement der Fische, die Thora das des Judentums sei. Man führe unsere Jugend zu Te'nach (zur Bibel) und von da aus in die Hallen der rabbinischen Litteratur, man mache sie bekannt mit den großen Geisteshelden des Judentums und zeige ihnen, wie alle Anstürme das Judentum und die Judenheit nicht erreichen konnten; wird unsere Jugend erst ihr Judentum wieder kennen lernen, so wird sie auch lernen, es zu lieben.

Dieses Mittel wende man an, auch noch ehe man sich klar darüber ist, ob das Judentum im Niedergange sei; es kann vielmehr nur förderlich sein, es als im Niedergang befindlich anzusehen.

Gemeindebilder.

Hamburg aus der Vogelperspektive.

II.

Wie in der innern Gestaltung, weist Hamburg auch in der äußern Einrichtung eine den übrigen Gemeinden Deutschlands unbekannte Eigenart auf. Während hier die Gemeindeeinrichtungen ohne Ausnahme dem Gemeindevorstand unterstellt sind; während in Preußen die Vorsteher gewissermaßen Finanz- und Kultusminister in einer Person sind, und nur in den neuen Provinzen und den außerpreußischen Staaten den Kultusbeamten ein begrenzter Einfluß auf die Einrichtungen von Synagoge und Schule eingeräumt wird, kennt man diese sonderbare Zusammensetzung in Hamburg nicht, ist dort die Kirche vom Staate, die Synagoge von der Khille streng getrennt. Dem Vorstand liegt nur das ob, was mit dem Rechenstift zu bearbeiten ist: Steuern, Armen- und Beerdigungswesen; für die beiden letzten Institutionen werden die Steuern erhoben, auf diese beiden Institutionen werden die Steuern verwendet; eine Synagoge und Religionsschule kennt der Gemeindevorstand als solcher *nicht*; der Geist der Religion schwebt dort *über* den goldigen Fluten, diese belebend, nicht aber von ihnen lebend.

Zur Pflege des Geistigen sind, von einander getrennt und von der Gemeindeverwaltung unabhängig, zwei Verbände geschaffen, der Synagogenverband und der Tempelverband, mit Kultusvorstehern und Kultusleitern. Ueber Charakter und Eigenart dieser Verbände ist schon gesprochen worden; es wäre vielleicht noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß jener Charakter und diese Eigenart sich nur in einer Stadt und einem Staat entwickeln konnten, wo die Trennung des Geistes vom Golde so gründlich durchgeführt ist, wie in Hamburg.

Das *Gedeihen* der Eigenart aber ist sicherlich *den Männern* auf das Verdienstkonto zu setzen, die auf die Zinne gestellt wurden, denen die Hut obliegt. Ich meine die Kultusvorsteher und Kultusleiter. Jene kenne ich nicht, über diese will ich berichten.

Dem Synagogenverband drückt der geistige und geistliche Leiter desselben, *Oberrabbiner Moriz Hirsch*, den Stempel auf. Wer die Atmosphäre in den Rabbinerhäusern anderer Großgemeinden kennt, wer in den nach Patchouly, Stiefellack,

Konziliantz und Bartpomade duftenden Räumen des modernen Salonrabbinertums Atembeschwerden bekommen hat, der atmet in der Nähe dieses würdigen Mannes erleichtert auf. Es ist das anheimelnde alte Judentum, das uns empfängt, der ehrwürdige aber nicht ehrgeizige jüdische Raw, der zu uns spricht, die Weisheit Schammais und die Milde Hillels, nach der er lebt und lehrt.

Die Weisheit Schammais findet in unsrer weichlichen Zeit nicht die mindeste Anerkennung, die Milde Hillels dagegen eitel Bewunderung. Wer kennt sie nicht, die Geschichte von dem Heiden, der die ganze Thora lernen wollte während er auf einem Fuße stand! Er kam zu Schammai und wurde zur Thüre hinausgewiesen, er kam zu Hillel und wurde belehrt, daß die Nächstenliebe das ganze Gesetz ausmache; alles andere in der Thora sei nur ein Kommentar, den man freilich lernen müsse. Hillel war ein milder Mann und Schammai war ein weiser Mann. Schammai mochte nicht das, was sein ganzes Leben und Denken, das ganze Denken seines Lebens ausfüllte, zu einem Sprüchlein gestalten, das man in fünf Sekunden hersagen, in zehn erlernen und in zweimal zehn — vergessen kann. Aus einer solchen Lehre wird leicht eine Katechismusreligion, die man feinsäuberlich auf einige Seiten hinschreiben, in einigen Tagen, vor der „Konfirmation“, einpauken kann, — eine Bibel in der Westentasche, ein religiöser Kikajon, über Nacht entstanden, über Nacht entschwunden. Quod cito fit, cito perit.

Oberrabbiner Hirsch hält es mit Schammai. Er lehrt nicht nur die Kleinen, sondern auch die Großen; nicht blos in der Synagoge, sondern auch in seinem Hause. Man vermeint sich in eine längst entschwundene Zeit versetzt, wenn man an geschäftsfreien Tagen moderne Männer, mit dicken Folianten unter dem Arm, zu ihm wallen sieht, um in dem Hause des Rabbi zu lernen, was die Religionsschule nicht zu bieten vermochte, dessen Kenntnis aber zum Religionsleben unstreitig gehört. Oberrabbiner Hirsch hält es mit Hillel. Frei von jedem Zelotismus, steht er auch dem Andersdenkenden Rede, vermag er sich in die Wünsche und Bedürfnisse desselben hineinzuversetzen. Er macht keine Konzessionen, er heischt aber auch keine Konzessionen, getreu dem überirdischen Rufe, der, nach einer talmudischen Legende, in einem Streite zwischen dem Hause Schammais und dem Hause Hillels entschied, daß die Lehren des einen wie des andern „Worte des ewiglebenden Gottes“ seien. Was der übergroße Eifer seines entschlafenen Vorgängers verfehlt, versucht er gut zu machen; was jener getrennt, versucht er zu vereinigen, durch Lernen sich, durch Lehren seine Gemeinde zu festigen.

Auf anderem Wege zu dem nämlichen Ziele zu gelangen, sind die Prediger des Tempelverbandes, DDr. Leimdörfer und Seligmann, bemüht. Da ihre vornehmste Berufsthätigkeit sich auf die Kanzel erstreckt, so müssen wir die Prediger der Tempelgemeinde vornehmlich als Kanzelredner zeichnen. Leimdörfer ist den Lesern dieses Blattes kein Fremder; sie kennen ihn aus ganzen Vortragscyklen, die hier veröffentlicht worden sind und ihn als einen eigenartigen, gedankenreichen und selbständigen Redner zeigen. Leimdörfer hat sich seinen großen Lehrer, den uns unvergeßlichen Jellinek, zum Vorbilde genommen, und für Meister und Jünger gleich ehrenvoll ist das Zeugnis Jellineks, daß Leimdörfer sein bester Schüler gewesen, daß er auf dem Wege sei, seinen Lehrer zu erreichen. Inderthat ist Leimdörfer einer der zündendsten und anregendsten Prediger, die ich in Deutschland gehört, von einer feurigen Phantasie und bilderreichen Beredsamkeit, die auch den gegen die Eindrücke der Predigt ein wenig Abgehärteten unwiderstehlich packt. Seine Predigten locken stets eine große Zuhörermenge an; nicht zuletzt sind es die sachkundigen slavischen Juden, die die Hallen des freundlichen Tempels füllen und die unsäglich langweiligen portugiesischen Sangesweisen des Vorbeters in Rücksicht auf die zu erwartende Predigt über sich ergehen lassen.

Für das ernste Streben seines Amtsgenossen Dr. Seligmann zeugt der Umstand, daß er seine Position seit Jahren trotz und neben Leimdörfer behauptet und sich der Sympathien des Publikums erfreut. Die Tempelgemeinde hat durch die Anstellung Seligmanns Sachkenntnis bekundet, denn die beiden Prediger — man verzeihe diesen vulgären Ausdruck! — konkurrieren nicht miteinander, sondern ergänzen einander. Leimdörfer ist der romantische, Seligmann der aktuelle Redner; jener predigt mehr die Vergangenheit, dieser mehr die Gegenwart; jener mehr die Lehre, dieser mehr das Leben; beide wollen das Leben durch die Lehre läutern, den Gemeinsinn festigen, das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken.

Die Aufrichtung.

Von Dr. S. Bernfeld.

Es war ein umfang- und inhaltreiches Sündenregister, das Herr Dr. Max Nordau in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift der jüdischen Leserwelt vorgehalten hat. Kleinlich und oberflächlich denkende Menschen werden gewiß dem wahrheitsliebenden und gewissenhaften Warner zürnen, der einen so schrillen Warnungsruf hat ertönen lassen mitten in der idyllischen Ruhe, die uns umgiebt, mitten im somnambulen Schlaf, in den wir verfallen sind und von welchem fast kein Erwachen möglich erscheint. Hingegen werden all diejenigen, die es mit unserem Stamme aufrichtig gut meinen, denen es ehrlich darum zu thun ist, eine Neubelebung herbeizuführen, dem geistvollen Schriftsteller Dank wissen, daß er mit Ernst und in eifriger Pflichterfüllung die Sonde tief in die infizierte Stelle unseres Organismus geführt. Möge es für den Augenblick noch so schmerzhaft sein, wir dürfen dennoch nicht dem gewissenhaften Arzte zürnen, der nicht den Charlatanen gleichthun will, welche den Kranken „schonen,“ um ihn desto sicherer dem Tode zuzuführen.

Könnten wir über unseren Stamm mit derselben objektiven Ruhe, mit der historischen Uninteressiertheit urteilen und schreiben, wie man etwa über die Assyrer oder Phönizier interessante Essais zu schreiben gewöhnt ist, so wäre es für mich eine große Genugthuung, vonseiten des Herrn Dr. Nordau all das wiederholt zu lesen, was ich in dieser Zeitschrift seit einem Jahre nach verschiedenen Seiten hin betont und hervorgehoben habe. Was bei mir als galliger Pessimismus, von übelwollender Seite vielleicht als Schmähsucht ausgelegt worden ist, finden wir in den Ausführungen des Herrn Nordau in objektiver wissenschaftlicher Form. Das Resultat unserer

Beobachtungen und Untersuchungen ist dasselbe. Nur führt Herr Dr. Nordau seine anatomischen Operationen mit der beim Arzte gewohnten Kaltblütigkeit aus, während ich, der ich mitten in diesem krankhaften Leben stecke, den heftigen Schmerz mit empfinde, den uns dieses Berühren der eiternden Wunde verursacht.

Aber da es mir nicht um die publizistische Eitelkeit zu thun ist, so will ich lieber nicht Recht behalten, ich lehne mich vielmehr gegen die Folgerungen des Herrn Nordau auf.

So schlimm steht es denn doch nicht mit unserem Stamme, wie es da geschildert wird. Gewiß herrschen bei uns keine erfreulichen Zustände und sehr vieles giebt da zu ernsten Bedenken Anlaß; aber noch immer ist der innere Kern gesund, er kann auch gegen die Krankheit erregenden Momente, die von außen einwirken, kräftig reagieren, wenn er nur die Gefahr erkennt und den festen Willen bezeugt, diese Gefahr zu beseitigen.

Herr Dr. Nordau hat in erster Reihe das physische Moment berücksichtigt, welches ihm die Merkmale einer Decadence zeigt. Indessen kann ein solches Urteil sehr einseitig sein. Vor allem muß berücksichtigt werden, daß die Juden wie jeder Volksstamm körperlich von dem Klima und den anderen Lebensbedingungen beeinflußt werden. Nun leben ja bekanntlich unsere Stammesgenossen zerstreut in den verschiedenen Weltteilen unter verschiedenartigen Lebensverhältnissen. Es fällt daher sehr schwer, ein einheitliches Kriterium für die körperliche Beschaffenheit aller Juden zu finden.

Herr Dr. Nordau meint, die Juden müssen wieder Ackerbauer werden, um durch das innige Zusammenleben mit der Natur neue Kräfte zu sammeln. In Galizien und der Bukovina beschäftigt sich bereits eine große Anzahl Juden mit dem Ackerbau, nicht nur als Gutsbesitzer und Gutspächter, sondern auch als wirkliche Bauern, die mit dem Pfluge den harten Boden auflockern, die selbst den Pflug führen, deren Kinder die vorgespannten Tiere treiben, deren Frauen und Töchter Mägdedienste verrichten. Sie leben demnach ganz wie der ruthenische und polnische Bauer, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht gleich diesem durch den übermäßigen Genuß des Alkohols halb vertiert sind, daß sie sich für alle Zeiten einen idealen Zug gewahrt haben, indem sie streng die Sabbatruhe wahren, ihre Kinder im Worte Gottes unterrichten lassen und ihnen eine religiös-sittliche Erziehung geben. Die Unsittlichkeit, welche zweifellos auf dem flachen Lande trotz der Romantiker und der Idyllendichter bereits erschreckende Dimensionen angenommen, hat in die jüdischen Bauernhäuser Galiziens glücklicherweise noch keinen Eingang gefunden. Der jüdische Bauer ist arbeitsam, sparsam, in der Regel sogar sehr geizig und kleinlich auf seinen Vorteil bedacht; aber er bringt für seine Verhältnisse bedeutende Opfer, um seine Kinder gut zu erziehen, um der Vorschrift der Religion gemäß wohltätig zu sein. Derselbe Bauer, der durch harte, schwere Arbeit verhärtet, um ein paar Kreuzer hartnäckig feilscht und handelt, beherbergt und speist den armen Glaubensgenossen mit großer Generosität, giebt ihm eine kleine Wegzehrung, einige Kreuzer mit und entläßt ihn mit den aufrichtigsten Wünschen. Dieselbe Erscheinung ist auch in vielen Teilen Rußlands zu beobachten. Ob diese auf die körperliche Entwickelung der Juden vorteilhaft einwirkt, halte ich mich nicht für kompetent zu beurteilen. Man darf aber jedenfalls nicht vergessen, daß der jüdische Stamm ein geistig sehr entwickelter Menschenschlag ist, daß er, mit den Bauern des östlichen Teiles Europas verglichen, selbst in seinen niedrigsten Schichten größere kulturelle Errungenschaften aufzuweisen hat. Man kann demnach nicht verlangen, daß der polnische Jude z. B. auf derselben Stufe der körperlichen Entwickelung sich befinden solle wie der polnische oder ruthenische Bauer. Andererseits darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß der Durchschnittsjude dasjenige, das ihm vielleicht an physischer Kraft durch erbliche Belastung mangelt, wiederum reichlich durch seine ökonomisch richtige Lebensweise ersetzt, daß er mit bescheidenen physischen Kräften besser auskommt als die andern von gleicher sozialer und ökonomischer Lebensstellung. Ich habe Jahre lang auf dem Balkan gelebt und von Aerzten wie auch von anderen kompetenten Beurteilern gehört, welche Verheerungen gewisse nicht näher zu bezeichnende Krankheiten unter der autochthonen Bevölkerung anrichten. Von diesen Krankheiten bleiben aber die Juden so lange verschont, als sie ohne die übliche „Kultur" sind. Erst mit dem Beginn der sogenannten Kultur auf dem Balkan sind die dortigen Juden rapid einer körperlichen Decadence anheimgefallen. Dasselbe ist auch mit den alkoholistischen Genüssen der Fall.

Das Resultat dieser Ausführungen liegt nun klar auf der Hand. Dem jüdischen Stamme ist die Halbkultur, der er seit etwa einem Jahrhundert verfallen ist, verhängnisvoll geworden. Dies zeigt sich am meisten in den westeuropäischen Großstädten, deren Typen Herrn Dr. Nordau wohlbekannt sind. Diese allein haben ihm wohl bei seinen Ausführungen Modell gesessen, und deshalb ist sein Bild so überaus düster ausgefallen. Es kann aber nicht entschieden genug betont werden, daß der Typus der jüdischen Großstädte, an dem sich alle Auswüchse der sogenannten Kultur zeigen, nicht für die Gesamtjudenheit gelten darf. Schon der paläftinensische Agadist spricht die sinnvollen und tiefwahren Worte aus: Man solle nicht den jüdischen Stamm nach den Bewohnern der Großstädte beurteilen, wo krasser Egoismus, Genußsucht und Ueberkultur in so erschreckendem Maße zu finden seien, sondern nach den Bewohnern der Kleinstädte und des flachen Landes, wo noch der altjüdische Idealismus am besten gewahrt sei. Selbst in Westeuropa sind die Verhältnisse in den kleinen Städten bedeutend günstiger als in den großen Zentren. Da ist vor allem noch der erziehliche Einfluß der Religion zu merken, da es die Leute dort noch nicht so weit in der „Bildung" gebracht, um in der Gesellschaft von Balletdamen den väterlichen Glauben zu vergessen und in den Schmutz zu zerren.

Aber selbst in den großen Zentren sind die großen jüdischen Volksmassen im großen und ganzen noch kerngesund. Nur das offizielle Judentum in den westeuropäischen Zentren befindet sich im Niedergang. Das liegt aber in der Art und Weise, wie Großgemeinden heutzutage verwaltet werden. Es herrscht bei uns die Oligarchie mit all den Schäden und Auswüchsen, welche mit einer solchen verbunden sind. Einige Familien, welche durch Reichtum und sozialen Einfluß mächtig sind, beherrschen das öffentliche Leben und haben diesem das krankhafte Aussehen verliehen, das

allerdings jedem Ernstdenkenden das Judentum verleidet. Herr Nordau beklagt es, daß sich die geistig hervorragenden Männer, nicht nur die Streber und Stellenjäger, vom Judentum lossagen. Nun ja, dies ist ja leider wahr. Aber die Schuld daran trägt nicht die Gesamtjudenheit Deutschlands oder Westeuropas, sondern die Gemeindeverwaltungen, welche in der Regel überaus miserabel sind. Was soll einen geistig hervorragenden Juden an die Gemeinde fesseln? Etwa der angenehme Anblick, wie überall der Geldsack, Nepotismus und Protzentum herrschen? Herr Nordau kennt das jüdische Gemeindeleben nur von der gesellschaftlichen Seite und kann sich daher nicht den beklagenswerten Umstand erklären, daß diejenigen Männer, welcher der Judenheit zur Zierde gereichen würden, dem Judentum den Rücken kehren. Wir hingegen bewundern die Fülle von Idealismus, der noch immer in unserem Stamme steckt, daß es noch immer Männer in unserer Mitte giebt, welche ihre Schultern wund drücken in dem Wälzen des Sisyphussteines, welche unverdrossen ankämpfen gegen Dummheit und Gemeinheit und zum Lohne nichts erhalten als Ehrabschneiderei und Verleumdung — daß diese Männer dem Judentum treu bleiben, ist das größte Wunder und zeugt von der Lebensfähigkeit unseres Stammes.

Aber eben deshalb erscheint uns eine Gesundung des öffentlichen Lebens möglich. Die Neubelebung unseres Stammes muß vom Volk ausgehen, von jenen Schichten, die sich von den Schäden der Scheinkultur freigehalten haben. In den großen Gemeinden müßte die Oligarchie gestürzt, die Verwaltung aus den Händen jener Elemente genommen werden, die darin nichts weiter als die Befriedigung ihres Ehrgeizes finden, welche in der Regel der Sache selbst kein Verständnis entgegenbringen, sondern alles durch einen Söldling machen lassen, der orthographisch zu schreiben versteht. Es muß vor allem mit den Vorurteilen gebrochen werden, nach welchen, wie Lessing sagt, die reichen Juden auch die besseren seien. Wenn die Oligarchie nicht mehr herrschen wird, so hören auch von selbst die skandalösen Zustände in der Gemeindeverwaltung auf. Warum hatten die Gemeinden früher große und bedeutende Männer als geistige Führer, und warum begnügen sich heutzutage die meisten Gemeinden mit verkrüppelten Zwergen? Weil in der guten alten Zeit bei den Juden das Wissen allein den Rang gab und die Männer, welche an der Spitze der Gemeinde standen, nicht immer durch Reichtum, aber stets durch großes Wissen hervorragten. Noch vor hundert Jahren war es innerhalb der jüdischen Gemeinde zu Berlin ein Ereignis, wenn da ein großer Mann, das heißt ein berühmter Gelehrter, zu Gast weilte, wenn ein solcher aus dem Leben schied, wenn ein gutes Buch erschienen, eine geistreiche Bemerkung gefallen war. Man wußte sehr gut in Berlin, wenn es sich um die Besetzung des vakant gewordenen Rabbinats handelte, wo ein bedeutender Gelehrter zu finden war. Heutzutage schreibt die Berliner Großgemeinde einen öffentlichen Konkurs aus und wählt dann den ersten besten „Redner", der eine Predigt abzuschreiben und mit schauspielerischem Talent vorzutragen weiß. Und da soll in der Gemeinde geistiges Leben herrschen, sollen sich die gebildeten Juden von dem geistigen Gemeindeleben befriedigt fühlen? Die Fahnenflucht, die augenblicklich grassiert, ist dort, wo sie nicht egoistischen Motiven entspringt, in den meisten Fällen dem unerquicklichen Gemeindeleben zuzuschreiben.

Aber deshalb verzweifeln wir noch immer nicht, sondern wir müssen kämpfen, das eigentliche Volk aufrütteln, um die Oligarchie, die uns in diesen Sumpf geführt, zu stürzen, und mit derselben alle Pagoden, die vor ihr ihre eingelernten Bücklinge machen. Wir wollen von dem Baume des Judentums das Schmarotzergewächs entfernen, damit es zu neuem Leben emporblühe. Nein, trotz alledem verzweifeln wir nicht an der Zukunft unseres Stammes, aber wir wollen nicht die alte Mißwirtschaft dulden. Wir glauben an eine Regeneration, an eine Wiederauferstehung des Judentums. Denn haben auch unsere „Großen" das Judentum scheinbar tot gemacht und eingesargt, so hoffen wir, daß vom Volk aus ein neuer Impuls ausgehen werde, das Volk wird den Sargdeckel sprengen und die Totenwärter fortjagen. Für dieses Ziel kämpfen wir, dazu rufen wir alle in den Streit, welche an den herrschenden Zuständen gleich uns Aergernis nehmen. Unsern hochmütigen Oligarchen aber, welche seit Jahren dem Judentum das Grab schaufeln, rufen wir die Worte Ibn-Gabirols zu:

> 's ist nun des Frevels g'nug geschehen;
> Kannst, Welt, dein Rad nun einmal drehen,
> Hast lang genug die Weisen, Biedern
> Zu Sklavendiensten auserfehen,
> Ist lang genug, daß edle Zedern
> Gestrüpp' gleich worden angesehen.
> Ach, schaff' mir weg die schlechten Wichte,
> Die, doch so hohl, sich trotzig blähen! — —

„Gottesdienst und Volksbelehrung."

M. Frankfurt a. M., im Oktober.

I.

Geniale Ideen, wenn sie auf die Entwicklung der Verhältnisse segensreichen Einfluß üben, wenn sie reformatorisch wirken sollen, dürfen nicht dem Blitze gleichen, durch welchen die gewaltige Spannung der Elemente sich in einem Augenblick blendend entladet, um dem schnellen Aufflackern ein tieferes Dunkel folgen zu lassen. Gewiß ist im Leben des Geistes jedes große Licht nur durch Vorhandensein einer mächtigen Spannung des Gemütes möglich, aber der Mensch muß die Herrschaft darüber nicht verlieren, er muß die Spannungskräfte in entsprechende Bahnen zu zwingen verstehen, in welchen sie in fortlaufendem Strome zur wohlthätigen Flamme sich umwandeln, wenn sie als ein neues, helleres Licht, das man handhaben kann, in den Fortschritt der Geschichte fördernd eingreifen sollen. Blitzartige Entladungen geistiger Spannung gehen entweder spurlos vorüber, oder es gilt von ihnen:

> „Furchtbar wird die Himmelskraft,
> Wenn sie der Fessel sich entrafft,
> Einhertritt auf der eigenen Spur,
> Die freie Tochter der Natur."

Solche Gedanken kamen mir beim Lesen des Artikels: „Gottesdienst und Volksbelehrung" in Nr. 40 dieser Zeitschrift. In diesem Artikel giebt sich, wie in allen Arbeiten dieses ohne Zweifel geistvollen Schriftstellers, eine große, eine mächtige

Spannung der Kräfte des Geistes und Gemütes kund; aber die Entladung ist zu blitzartig, es fehlt der Edison, der in geduldigem Zusammenfügen und Prüfen und Erproben dem mächtigen Strome die brauchbare Lampe darbietet.

Offenbar sind es die zwei sehr wichtigen Probleme des Judentums der Gegenwart, die dem ganzen Gedankengange zu Grunde liegen: 1) wie steuert man dem Verfall des synagogalen Lebens, 2) wie steuert man der immer mehr anschwellenden Flut der religiösen Unwissenheit im Judentume.

Eine der beliebtesten, frappantesten Formen der Jeschiba-Pilpulistik ist nun die Methode: chodo meturezes bachawerto, zwei Fragen reciprok zu beantworten, eine durch die andere, etwa in der Weise, wie die neueste Medizin Carcynom durch Erysipel zu heilen sucht. In dieser Form sollen nun auch die zwei Krankheiten des modernen Judentums: „Leere Synagogen" und „Unwissenheit" geheilt werden. Und zwar wird so argumentiert: Die Synagogen sind leer, weil die Predigten die Tendenz der „Erbauung" haben; fort mit der Erbauung und den erbaulichen Predigten und an deren Stelle „Vorträge der Belehrung"! Dann werden sich die Synagogen füllen, die belehrenden Vorträge werden einen mächtigen Magnet für das Publikum bilden, und die Folge ist dann von selbst: Sieg über die Unwissenheit. Das ist der eigentliche Kern des Artikels, alles andere ist — wenn ich einen Ausdruck aus der Architektonik gebrauchen darf — Karikaturen-Ornamentik. Vor allem, um nach der Methode der heiligen Schrift (s. Raschi zu Genes. 37, 1) das Nebensächliche zuerst abzuthun, eine kurze Beleuchtung dieser Karikaturen. Diese sind ja, wie ich zugeben muß, sehr interessant, aber es sind doch — Karikaturen, künstliche Verzerrungen. „Es wäre schon dadurch viel gewonnen, daß die Vortragenden nicht gleich den Predigern immer dieselben Redensarten gebrauchen könnten." Wenn appeler un chat un chat ein Vorzug ist, so ist die Wiederholung derselben Redensarten wahrlich der geringste Fehler der Predigten. Diese Eigentümlichkeit teilt die Predigt notwendig mit allen Produkten des Geistes: sobald man über denselben Gegenstand spricht, wird man mehr oder weniger auch dieselben Worte, oder wenn man karikieren will: „Redensarten" gebrauchen. Das ist in der Mathematik und in der Physik nicht anders und ebenso in der Chemie und in der Geschichte. Ein „Winkel" muß eben ein Winkel, der Hebel ein Hebel, Sauerstoff muß Sauerstoff und die punischen Kriege müssen die punischen Kriege genannt werden, man mag einmal oder tausendmal darüber sprechen. Warum sollte es in der Predigt anders sein? Man kann wohl Gott den Ewigen, oder das unendliche Wesen, oder den Allbarmherzigen &c. nennen, aber diese Ausdrücke müssen wiederkehren, so oft man eben über Gott spricht. Das wird bei den belehrenden Vorträgen in spe gerade so sein: wer über Rabbi Jochanan ben Saccai sprechen wird, wie dies übrigens auch von „Predigern", z. B. Jellinek, geschah, der wird — eben über Rabbi Jochanan ben Saccai sprechen. Sollte Herr S. B. wirklich von den vielbespöttelten „Kollegien-Heften" der Universitäts-Professoren noch nie etwas gehört haben? Sobald einer sprachlichen Auseinandersetzung und überhaupt einer Darstellung etwas Objektives zu Grunde liegt, da werden die Hauptelemente sich unvermeidlich wiederholen müssen. Diese Schwäche, wenn es eine Schwäche ist, hat sogar die alles vermögende Natur mit der Kunst gemeinsam. Wenn die Natur einen Baum in die Erscheinung bringt, muß sie immer wieder Wurzel und Stamm und Ast und Zweig und Blatt und Blüte und Frucht dazu nehmen. Sie kann in Nebendingen, in der Länge und Anzahl der Wurzeln, im Umfang des Stammes &c. sich Variationen gestatten, aber in der Hauptsache muß ein Baum die Bestandteile eines Baumes, ja jede Eiche die einer Eiche, jedes Maiglöckchen die des Maiglöckchen, jeder Elephant die des Elephanten &c. &c. haben. Keine Predigt der Kanzel zeigt so viel Wiederholungen derselben Arten ihrer Bestandteile wie die Predigt der Natur. Das Interessante liegt eben in der originellen Behandlung, in der eigentümlichen Zusammensetzung schon gegebener Teile, wie schon Buffon sagte: Le style c'est l'homme. Nein, nicht die Wiederholung derselben Redensarten ist das, was man einer Predigt zum Vorwurf machen kann, sondern das Gegenteil: neue Redensarten ohne neuen Inhalt, leeren Wortschwall. —

Herr S. B. sagt: „Es gab Zeiten, wo der Hohepriester unwissend wie ein moderner Reform-Rabbiner war." Aber, mein Gott, hat denn nur der moderne orthodoxe Rabbiner das Privilegium der Unwissenheit? Wer die anerkannten talmudischen Koryphäen, z. B. den verstorbenen Würzburger Rabbiner oder den Rabbinats-Assessor E. Rosenstein in Berlin &c. über die Gelehrsamkeit ihrer akademisch gebildeten orthodoxen Kollegen urteilen gehört hat, der wird im Namen der Orthodoxie noch seinem Schöpfer danken, daß es auch unter den Reform-Rabbinern Ignoranten giebt. In Bezug auf Unwissenheit können sich die orthodoxen Rabbiner unserer Tage wahrlich mit den Reform-Rabbinern messen, die wenigen orthodoxen Rabbiner, die noch über ihre Kollegen emporragen, haben sich ihr Wissen wahrlich nicht in ihrem Seminar geholt, sie haben es noch aus ihrer anteseminaristischen Jugendzeit, wo sie in Polen oder in Ungarn vielleicht eine Jeschiwa besuchten, aber solche giebt es auch unter den Reform-Rabbinern. —

Gilt dies von talmudischer Gelehrsamkeit, so gilt dies noch mehr in Bezug auf die übrigen Disziplinen der jüdischen Wissenschaft: Geschichte, Litteratur, Exegese &c. In diesen Fächern wird man wohl ein Verdikt zu Gunsten der Reform-Rabbiner fällen müssen, was ganz natürlich ist, da diese mehr Zeit für diese Studien haben, indem sie nicht auf das „vorgeschriebene" Studium des Talmud regelmäßig einige Tages-Stunden verwenden und auch sonst durch Synagogen-Besuch, Schaales-Paskenen, Mikwe-Revidieren u. dgl. nicht in ihrer Zeit so in Anspruch genommen sind wie der orthodoxe Rabbiner. Also warum die Unwissenheit als ein Charakteristikum des Reform-Rabbiners? Der unwissende „Herr Hoheprister" (ischi cohen gadol) war doch wohl kein Reformer?

Schließlich ist übrigens die Ausarbeitung eines „belehrenden Vortrages" auch keine größere Herkules-Arbeit, als die einer erbaulichen Predigt. Zu einem „belehrenden Vortrag" hat man doch schon seinen Geiger, seinen Grätz, seinen Zunz, seinen Kayserling, sein „Magazin", seine „Monatsschrift" &c., zur Predigt hat man doch nur — — Maybaums Homiletik; steht dieses Werk so hoch in der Schätzung des Herrn S. B.?

„Dort, wo der Rabbiner der Qualifikation für belehrende Vorträge ermangelt, könnten diese von **nichtbeamteten** Männern ausgehen.“ Das ist schon kein Witz mehr, das ist schon ein Spaß. Herr S. B., der eine ernste Krankheit heilen will, macht sich über den Kranken lustig. Wie viele Gemeinden Deutschlands verfügen wohl über „nichtbeamtete Männer“, die „belehrende Vorträge“ zu halten vermöchten? Frankfurt und Berlin und Hamburg und Breslau und vielleicht noch ein Dutzend Gemeinden; aber sollen denn nur diese großen Gemeinden das Benefiz genießen, anstatt der „Predigt“ einen „belehrenden Vortrag“ während des Gottesdienstes zu hören?

Ja, wenn wir noch in allen oder in den meisten Gemeinden „nichtbeamtete Männer“ hätten, die mit der jüdischen Wissenschaft vertraut wären, dann wäre der — — „Arzt“ überflüssig. Das ist ja doch eben die Krankheit, die geheilt werden soll: die Unwissenheit! Kann Herr S. B. nichtbeamtete Gelehrte aus der Erde stampfen? Das sind Zeiten, die eben vergangen sind, die Zeiten, in denen man sich mit der Wissenschaft des Judentums ohne die Absicht auf ein Amt beschäftigte, wo die Handwerker zugleich Rabbiner und die Rabbiner auch Handwerker waren, um die Thora nicht zur „melkenden Kuh“ zu erniedrigen.

In unserer Zeit herrscht das Prinzip der **Arbeitsteilung**: jeder Beruf nimmt heute seinen Mann ganz in Anspruch, man ist froh, wenn man auf **einem** Gebiete, ja in einem Winkel eines Gebietes etwas tüchtiges leistet, und die Charaktere mit der Meisterschaft auf mehreren Gebieten sind so selten, wie — — — Virchow. Man kann ja, wie dies hier in Frankfurt noch vielfach geschieht, wohl auch als Geschäftsmann jeden Tag eine Stunde sich mit dem Religionsgesetze, gewöhnlich dem Talmud, beschäftigen; aber einen „belehrenden Vortrag“ halten, der besser sein soll als der des „unwissenden Reformrabbiners“ — ja, den Luxus eines solchen Ehrgeizes können sich diese Herren denn doch nicht gestatten. Oder soll man bei den „nichtbeamteten Männern“ nur an solche denken, die wohl die rabbinischen Studien absolviert haben, aber durch die Ungunst der Verhältnisse oder durch stolze Zurückweisung der Protektion ohne Amt sind? Das sind doch eben nur Ausnahmen, sagen wir: **rühmliche** Ausnahmen. In der Regel wird der Besitzer eines Rabbiner-Diploms auch die modernen Hilfstruppen der Protektion nicht verschmähen und einen Wirkungskreis zu erlangen suchen. Ohne Protektion geht es nun einmal heute nicht, vom Nachtwächter bis zum Minister: warum sollte der Rabbiner der „weiße Rabe“ sein? Also: die Abhaltung von „belehrenden Vorträgen“ durch „nichtbeamtete Männer“, die den „unwissenden Reformrabbiner“ in seines Nichts durchbohrendem Gefühle beschämen sollen, das ist eine Fata morgana aus der guten alten Zeit, das ist eine Ironie, nicht auf den karikierten Reformrabbiner, sondern auf unser leider sehr ernst krankes Judentum.

(Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, 8. Oktober.

— **Lehrerelend.** „Israel läßt seine Lehrerwitwen und Waisen nicht darben“, sagt ein Korrespondent an anderer Stelle. Hier ein Kommentar, den wir in einer Tageszeitung finden: In Bad **Soden** verübten der 70jährige ehemalige israelitische Religionslehrer Steinert und dessen Ehefrau einen Selbstmord durch Einatmung von Kohlendunst. Grund: Nahrungssorgen.

— **Adolf Sonnenthal im Lichte der Kreuzzeitung.** Während dem Kunst- und Theaterkritiker der „Stb.-Ztg.“ zum Lobe nachgesagt werden muß, daß er in seinen Referaten meist den Judenhaß seines Blattes vergißt und sich im Urteil über jüdische Künstler einer gewissen Objektivität befleißigt, verleugnet sein Kollege von der „Kreuzztg.“ auch auf diesem Gebiete seine Vorurteile nicht. Um so erfreulicher ist es, daß dieses Blatt über Sonnenthal jüngst folgendes schrieb: „Adolf Sonnenthal ist unter den lebenden jüdischen Schauspielern der gefeiertste, und die äußeren Erfolge entsprechen wahrem Verdienste. Sein letztes Berliner Gastspiel am Ende der vorigen Saison, so ungünstig auch die Bedingungen waren, unter denen der berühmte Gast auftreten mußte, hat doch die Erinnerung an frühere Triumphe wieder aufgefrischt und zugleich den Beweis erbracht, daß der nun im 64. Lebensjahre stehende Künstler sich die geistige Kraft zu neuen Schöpfungen vollkommen bewahrt hat. Sein „Nathan“, im vorigen Jahre zum ersten Male von ihm dargestellt, war eine ganz prächtige und dabei ganz originale Leistung, wie sie ein Routinier niemals zustande bringen wird. Auch als Mensch verdient Sonnenthal nach allem, was man über ihn erfährt, die Sympathien vollauf, die ihm von allen Seiten entgegengebracht werden. Vierzig Jahre lang ist er nun Mitglied des Wiener Burgtheaters, an dem er früher die ältere klassische Ueberlieferung und nun eine mehr natürliche, auf größere Wahrheit ausgehende Richtung vertritt. Er hat sich vom armen Schneidergesellen zum wohlhabenden und berühmten Künstler, dem des Kaisers Huld den persönlichen Adel verlieh, emporgerungen.“ — Diesem Manne, dem gegenüber auch die „Kreuzztg.“ ihre eingefleischten Antipathien vergißt, hat die Wiener Stadtverwaltung eine Ehrung zu seinem vierzigjährigen Schauspieler-Jubiläum versagt, weil er Jude ist!!

— **Die Juden in Argentinien.** Der bekannte Judenfreund Konsistorialrat Dr. Schöpf in Guggenthal bei Salzburg erhielt von einem seiner ehemaligen Schützlinge aus Argentinien folgendes Schreiben: „Sie wünschen von mir näheren Aufschluß über die Verhältnisse der Juden in Argentinien. Juden giebt es dahier eine große Anzahl. Die meisten kamen vor Jahren auf Veranlassung des Baron Hirsch, um Ackerbaukolonien anzulegen. Der Versuch ist jedoch gänzlich mißlungen, da das Bodenerträgnis den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Mißernten folgten auf Mißernten, so daß das ganze hoffnungsvolle Unternehmen jämmerlich zerfiel. Kolonisten, welche es nicht vorzogen, in die Heimat zurückzukehren, ließen sich in Städten nieder, um Handel zu treiben und gestattet ihnen unsere sehr liberale Regierung den unbeschränkten Betrieb. Die Bevölkerung von Argentinien ist kosmopolitisch, zusammengesetzt aus den verschiedensten Elementen europäischer Einwanderer, resp. deren Nachkommen. Unter diesen verlieren sich nun die Juden, indem sie sich ganz den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Nationalitäten angeschmiegt haben, weshalb sie auch ganz gut gelitten

sind und zwischen ihnen und den Christen kein Unterschied gemacht wird, umsomehr als die Juden sich sehr gut aufführen, brav und opferwillig sind und ungesetzliche Handlungen bei ihnen nur selten vorkommen. Der Antisemitismus ist demnach hier ganz unbekannt und jederman würde sich schämen, seinen Mitmenschen wegen seiner Religion gering zu schätzen, zu verachten oder zu verfolgen. Ueberhaupt kann man hier das europäische Zopftum nicht begreifen, denn bei uns ist „Freiheit und Gleichheit“ die einzige Parole.“

— **Sündenbekenntnis eines Reformrabbiners.** Man schreibt uns: Von der Kanzel herunter hat neulich Rabbiner Dr. Hirsch in Chicago, der bisher zu den enragiertesten Sonntagsreformern gehörte, ein umfassendes Sündenbekenntnis abgelegt, aus welchem folgende Sätze hervorgehoben zu werden verdienen: Wir haben von den neugeführten religiösen Reformen den Fortschritt des Judentums erhofft, leider aber einen gewaltigen Rückschritt erreicht. Die religiöse Reform hat sich ganz besonders für unsere Jugend als gefährlich erwiesen, denn die halbe Wahrheit ist schlimmer als die Lüge, die Halbbildung ärger als die Unwissenheit. Kaum haben unsere Kinder vom Baume des Wissens gekostet, als sie von dem Wege abwichen, den uns unsere Vorfahren gebahnt; sie sind Halbjuden geworden. Es mag ja wahr sein, daß unsere Vorfahren nicht so klug waren, wie wir, daß sie nicht so gut zu schreiben, so schön zu sprechen und so viel zu philosophieren verstanden; aber in ihnen lebte der Geist der Gerechtigkeit, der Treue, des Glaubens und der reinen Gottesfurcht. Das alte Judentum hatte eine erhabene Bedeutung, das neue hingegen ist nur das Grab des ewigen Volkes. Nach Verlauf von wenigen Jahren könnte das Judentum in Amerika von seinem Ende ereilt werden. Aber nicht das ganze Judentum wird untergehen. Ihr könnt euch vor eurem Judentum nicht flüchten, denn eine furchtbare Geißel schwebt über den Häuptern der Abtrünnigen. Diese furchtbare Geißel in der Hand der Forschung ist der Antisemitismus, der auch hierzulande überhand nehmen wird. Vor dieser Plage unseres Zeitalters werden euch weder eure Vereine noch eure Clubs schützen. Sie wird euch den Rückweg zum alten, wahren, reinen Judentum zeigen, so ihr diesen Weg nicht bei Zeiten freiwillig betretet!“ — Wir können diese Mitteilung auf ihre Richtigkeit nicht prüfen, doch verblüfft es uns einigermaßen gerade über Paul G. Hirsch so etwas zu lesen.

Feuilleton.

Der getaufte Talmud.

I.

> „Unter den getauften Juden sind viele, die aus feiger Hypokrisie über Israel noch ärgere Mißreden führen, als dessen geborene Feinde. In derselben Weise pflegen gewisse Schriftsteller, um nicht an ihren Ursprung zu erinnern, sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen.“
>
> H. Heine IX, 88.

Es giebt zwei Talmude, einen jüdischen und einen getauften. Der erstere wird von Juden studiert, welche dessen Sprache, Ausdrucksweise, juristische Formeln und rhetorische Bilder kennen, mit den Zeitverhältnissen, in denen er im Laufe von Jahrhunderten verfaßt wurde, bekannt sind, die vortragenden Lehrer mit Pietät beurteilen, indem sie von der Voraussetzung ausgehen, daß sie unter dem Einflusse des mosaischen Gesetzes, der prophetischen Reden, der biblischen Dichter und Spruchweisen nichts Inhumanes und Unsittliches zur Lebensregel aufstellen konnten und wohl wissen, daß nicht alle im Talmud vorkommenden Ansichten, Aussprüche und Lehrmeinungen auf Autorität Anspruch machen können, sondern nur solche Sätze, welche von den Weisen des jüdischen Volkes als maßgebende und entscheidende Norm anerkannt wurden. Der jüdische Talmud ist ein Katechismus der weitherzigsten und aufrichtigsten Toleranz gegen die religiösen Glaubensartikel der Völker, welche den Forderungen des Sittengesetzes sich unterwerfen, eine Fundgrube goldener Sprüche über die schönsten Tugenden, welche den Menschen schmücken, ein Archiv von Gesetzen, welche die Herrschaft der Gerechtigkeit in den Beziehungen der Menschen zu einander schützen, eine Bibliothek von Lebensmaximen, welche die Entwickelung der edleren Seiten im Menschen fördern.

Ganz anders ist der getaufte Talmud beschaffen. Er wird von getauften Juden, die von ihrem Volke, ihren Vorfahren und ihren Familien abgefallen sind, gelesen, exzerpiert, übersetzt und den neuen Glaubensgenossen vorgelegt, um diesen zu zeigen, daß er das abscheulichste und verwerflichste aller Litteraturwerke ist und dadurch einerseits ihren Abfall vom Judentum zu rechtfertigen und andererseits Garantien zu bieten, daß ihr Uebertritt zum Christentum nicht aus Berechnung, Eigennutz und materieller Vorteile wegen geschehen sei. Mit dem wütendsten Ingrimm, mit unversöhnlichem Hasse und mit der gewissenlosesten Leichtfertigkeit werfen sie sich auf einzelne Stellen im Talmud, die sie entweder nicht verstehen wollen oder thatsächlich mißverstehen, und produzieren sie als Beweise, wie schlecht, verderbt und menschenfeindlich jene Juden sind, welche den Talmud als ein uraltes, umfang- und inhaltreiches Litteraturwerk ihrer Vorfahren schätzen und verehren.

Seien wir gerecht gegen unsere christlichen Mitbrüder. Nicht sie sind es, welche den erbitterten Kampf gegen den Talmud eröffnet haben, sondern getaufte Juden, die in den Zeiten der Bedrückung und der Bedrängnis von ihren Glaubensbrüdern sich losgesagt und der herrschenden Kirche angeschlossen haben. Diese haben zuerst die Aufmerksamkeit der christlichen Völker auf den Talmud gelenkt und ihn in den abschreckendsten Farben geschildert. So war es in Frankreich, so in Spanien und so in Deutschland. Ueberall waren es getaufte Juden, welche die feindselige Stimmung der Christen noch dadurch steigerten, daß sie den Talmud als einen Kodex der Immoralität und des Hasses gegen alle Nichtjuden denunzierten und da die Christen nicht fähig waren, die jüdischen Neophyten zu kontrolieren und von der Voraussetzung ausgingen, daß diese den Talmud gründlich verstünden und gewissenhaft erklärten, so war es natürlich, daß allmählich eine Tradition über den feindseligen und verderblichen Charakter des Talmud sich herausbildete. Der Spruch im jüdischen Volksmunde: „Deine Zerstörer und Verwüster entstammen deiner eigenen Mitte, o Israel“, bewährte sich vorzugsweise in Beziehung auf die Leiden, welche dem jüdischen Volke durch die Verleumdungen

und Anschwärzungen des Talmud bereitet wurden. Wenn man eine antitalmudische Bibliothek veröffentlichen wollte, so würden getaufte Juden als Verfasser talmudfeindlicher Schriften den größten Raum derselben einnehmen.

In unserer Zeit war es ein unter dem Pseudonym „Dr. Justus" schreibender Apostat namens Aron Briman, der die antisemitische Litteratur mit einem „Werke" bereicherte, das da sich nannte: „Talmudische Weisheit. 400 höchst interessante märchenhafte Aussprüche der Rabbinen. Direkt aus der Quelle geschöpft und dem christlichen Volke vorgetragen."

Wir glaubten diese Sudelei völlig von der Bildfläche verschwunden, glaubten, daß selbst unsere Widersacher, denen der Haß noch nicht den letzten Rest von Einsicht geraubt, sich des „Werkes" schämen und gern vergessen machen möchten, daß sie sich einst seiner gerühmt, es als durchschlagendes Agitationsmittel benutzt. Allein bei der Armseligkeit der antisemitischen „gelehrten" Litteratur ist es begreiflich, daß unsere Gegner mit diesem Trödel noch immer hausieren gehen; nur haben sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit verlegt. Hat das Büchel in Oesterreich abgewirtschaftet, nachdem die Unwissenheit seines Verfassers durch mehrere Gelehrte und die Unwürdigkeit desselben durch österreichische Gerichte nachgewiesen worden, so soll es jetzt in Deutschland ziehen. Aus verschiedenen Gegenden Deutschlands wird uns mitgeteilt, daß der Wisch von unsichtbarer Hand zum Zwecke der Propaganda gegen das Judentum verbreitet wird; wir sehen uns darum genötigt, auf die totgeglaubte Schrift zurückzukommen. Sie ist am besten weil populärsten von unserem entschlafenen Dr. Jellinek widerlegt worden und zwar in drei Zeitungsartikeln, die wir hier zu Nutz und Frommen unserer Leser folgen lassen.

Ueber den „Verfasser" schrieb Jellinek:

Dr. Justus ist ein getaufter Jude, ein Ignorant auf talmudischem Gebiete, nicht vertraut mit dem Geiste der deutschen Sprache, ohne Gewissensskrupel, wenn es sich um seine früheren Glaubensbrüder handelt, voll Haß gegen den Glauben, den sein Vater und seine Mutter bekannten. Der Titel seines verleumderischen Pamphletes zeigt, daß er von den deutschen Ausdrücken, die er gebraucht, sich keine Rechenschaft zu geben vermag. Denn was sollen die „märchenhaften Aussprüche der Rabbinen" bedeuten? Haben sie etwa denselben Wert wie Märchen — dann können sie doch wahrlich nicht als Anklagematerial gegen den Talmud dienen! Der Inhalt seines getauften Talmud strotzt von unglaublicher oder „märchenhafter" Unwissenheit."

Und nun giebt Jellinek einige Stichproben aus dem „Werke", um zu zeigen, von welch märchenhafter Unwissenheit der Pamphletist ist und welche Stirn dazu gehört, daß ein Ignorant, den ein Talmudschüler von 13 Jahren verspotten würde, eine Flugschrift veröffentlicht, in der er den Talmud lächerlich zu machen sucht:

Im Traktate Berachôt 47a liest man folgenden Satz: „Man ist verpflichtet, einen Lehrsatz mit den eigenen Worten seines Meisters vorzutragen (Chajab adam lômar bi-leschôn rabbô). Diese Pflicht, welche der Talmud den Jüngern eines Gesetzeslehrers auferlegt, ist ein Zeugnis für dessen Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Denn die Erfahrung bestätigt es, wie oft der Sinn eines Ausspruches verändert wird, wenn er von verschiedenen Erzählern nach ihrer Auffassung und in ihrer Ausdrucksweise mitgeteilt wird. Das ist aber da, wo es sich um gesetzliche Normen handelt, nicht gleichgiltig, da bei der Anwendung eines Gesetzes der strikte Wortlaut desselben von hoher Wichtigkeit ist und über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Handlung, über die Bejahung oder Verneinung einer Frage entscheidet. Der Talmud legt auch einen hohen Wert darauf, daß man den Namen eines tradierenden Lehrers oder den Ausspruch eines Autors nicht verschweige und ist entschieden gegen die Methode, die besonders in Wien herrscht, sich fremde Ideen zu annektieren und sie für die Produkte des eigenen bescheidenen Geistes auszugeben. Wie lautet nun dieser talmudische Satz in der Uebersetzung des Renegaten mit der eisernen Stirn? „Jeder Jude hat die Pflicht, sich die Sprache eines Rabbiners anzueignen!!!".

Und ein solcher Ignorant, der in einer Talmudschule mit einem mehrstündigen Schularrest bestraft würde, wenn er vor seinem Lehrer so übersetzte, wie er es dem christlichen Volke vorträgt, wagt es, auch nur ein Wort über den Talmud zu schreiben? Wahrlich, wir bedauern die Kirche um den Zuwachs eines solchen Talmudisten und Moralisten. Doch hören wir weiter, was der Verfasser „direkt aus der Quelle geschöpft" hat!

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.*) Nachdruck untersagt.

Die Gruppe, welche vorher den Markt belebt, trat hinzu und drängte sich unter die anderen. Auch der Zimmermeister, der den willenlosen Edelmann am Mantelkragen gefaßt hielt, zog ihn mit sich hinan.

„Wenn Du einen Versuch machst, mir zu entwischen," sagte er vernehmlich mit derbem Ton, „schlage ich Dir die Knochen entzwei, wie einem Hund."

Sybille folgte ihm neugierig und blieb neben ihm unter der Menge stehen.

Die beiden Gestalten, die sich um die Bahre bewegten, waren sich höchst sonderbar entgegengesetzt. Die Eine war lang und dürr und hager; ihr ganzes Aussehen erinnerte an einen Storch. Auch die Sprache kam wie eine Art Geklapper zwischen den dünnen und fleischlosen Lippen hervor. Er trug einen faltenlosen, seltsam beblümten Talar, der mit Kräutern und Blattsorten verschiedenster Gattung zum Teil beklebt, zum Teil bemalt war; seine Kopfbedeckung ahmte das mythologische Merkmal des Merkur nach, ein paar mit Drahtstäben gehaltene Tuchflügel spannten sich von ihr nach beiden Seiten aus und bewegten sich bei jedem Schritt, den er that. Dazu trug er einen mit einer aus Metall gebildeten Schlange umwundenen Rebstock in der Rechten, den er unausgesetzt auf- und abschwenkte, und in dem er eine besondere Kraft verborgen zu glauben schien. Er streckte ihn wie ein Scepter über die Menge und vertauschte mit gewichtvollem Ausdruck die Enden in der Hand; je eifriger er sprach,

---

*) Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den Anfang dieser Novelle kostenlos nachgeliefert.

desto schneller fuhr die Schlange umher und desto lauter raschelten die dürren Kräuter des Talars aneinander.

Sein Widerspiel war kugelig dick, fast haltlos und beinahe erstickend in seinem Fett. Seine Stimme quäkte, schon wenn er bedächtig sprach, aber redete er heftiger, so kam sie unartikuliert heraus und schnappte über und sein Gesicht, aus dem die kleinen engschlitzigen Augen nur mehr wie ein falber Strich hervorzwinkerten, unterlief dunkelblau vor Atemnot. Seine Kleidung war der des Langen ähnlich. Statt der Pflanzen trug er indes zumeist Reptilien mannigfaltigster Art darauf gemalt, Schlangen, die sich mit ausgereckten Zungen um seinen Leib ringelten, Würmer und Insekten, scheußliche zangenbehaftete Untiere, Eidechsen, die, wenn er die Glieder eifrig bewegte, aus seinen Aermeln zu kriechen schienen, alles mit grellen Farben von dem weißlichen Untergrund abstechend. Seine Mütze hatte die Form einer Kröte, mit einem Topas in dem aufgereckten Schlund, und giftig funkelnde Augen; darunter stand auf einem verschossenen Band, das die Haare über der Stirn zusammenhielt: „Per vim animalem."

Es sah komisch aus, wenn er die fetten, ungebührlich kurzen Arme und Beine in possierlichem Eifer durcheinander warf. Er trug kein Symbol in den runden, fleischigen Fingern, aber die Hände waren mit einer Salbe überzogen, daß sie glänzten, und er wischte mit einem gelben Tuch den Schweiß, der ihm reichlich vom Gesicht strömte, während seine Linke fortwährend ein faustgroßes Kampherstück an die Nase führte, dessen scharfen Geruch er mit bedeutungsvollem Nüsterschnauben einsog.

„Domine collega, mirifice, doctissime," begann der Hagere in dem Augenblick, als Sybille an den freien Rand durchschlüpfte und die beiden Figuren mit halb scheuen, halb lachlustigen Augen maß — „Domine Salarius," wiederholte er, zu Häupten der verhüllten Bahre tretend, und die gewichtigen Blicke, Ruhe gebietend, über die Köpfe der Menge hinschleudernd — „ich habe Eurer Aufforderung Gehör gegeben und bin Euch auf den Markt gefolgt, damit ich Euch an vorliegendem Falle in disputatione coram publico beweise, wie sehr die salutaris vis herbarum der von so vielen noch gepriesenen und leider auch von Euch, domine sapientissime, als heilsam erachteten vis animalis, die gänzlich wirkungslos und widersinnig und mir sine praejudicio, collega honorate, völlig verachtbar erscheint, vorgeht. Aber sowohl um der Wahrung der professioni salutari zukommenden hohen Würde willen, als propter inscientiam profani vulgi in arte medendi, ersuche ich Euch, mit mir ab Aesculapi throno herabzusteigen ad indoctos und hanc disputationem in der vulgären Sprache zu führen, welche das Volk, das diese ehrbare Stadt bewohnt, zu reden pflegt."

Die dicke Gestalt hatte die linke Hand in eine Tasche ihres Talars gezwängt, aus der sie dieselbe nur mühsam und unter vielfachem Aechzen wieder befreite. Dann brachten die glänzenden Finger statt des Kamphers, den sie im Rock zurückgelassen, eine Handvoll Gewürznelken zum Vorschein. Der Dominus Salarius faßte sie zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger und zerrieb sie unter der Nase, während er prustend erwiderte:

„Domine Atrostipes, ich stehe zu Eurem Befehl, collega illustrissime. Semper et nunquam non per vim animalem. Es ist meine Devise, Ihr kennt sie und wißt, welchen Erfolg sie in einer langen Praxis gehabt. Ihr wißt, wohin ich meine Patienten mit diesem Wahlspruch stets gebracht —"

„Auf den Kirchhof," rief eine lustige Stimme aus der Menge, und ein schallendes Gelächter lief ringsumher. Der Heilkünstler der Tierkraft warf einen verächtlichen Blick in die Richtung, woher der Ruf gekommen, aber auch der Pflanzenverehrer schleuderte einen Zornesblick aus seinen buschigen Brauen über die unwissende Menge, die sich mit profanem Wort in die Dialektik der Auguren des Aeskulap einmischte, und es wurde wieder still, und der letztere, Dominus Atrostipes oder Schwarzstock, wie sein christlich-germanischer, den Uneingeweihten gebräuchlicher Taufnahme lautete, nahm, sich räuspernd, das Wort:

„Domine Salarius," sagte er, würdevoll um sich blickend und den Schlangenstab gen Himmel bewegend, „wir haben hier einen Fall, von dem niemand zu leugnen vermag, daß er durch die Konjunktion der Planeten bedingt ist."

„Ich leugne, Domine," schrie der Kleine, atemlos mit den kurzen Beinen strampelnd, „nego propositionem — ich halte an lunarischen Einflüssen fest — causa major vincit minorem — ist der Mond nicht größer als die Sterne?" fragte er, sich zu den Umstehenden wendend, die unschlüssig mit dem Kopf zustimmten.

„Ihr seht's — alle Welt sieht's — die Kinder wissen es," fügte er schnaubend hinzu, „da habt ihr den Beweis, was es mit der Pflanzenkraft auf sich hat — semper per vim animalem. Kommt zu mir und ich helfe Euch aus jeder Not," und er blickte dem langen Gegner triumphierend ins Gesicht.

„Wir haben hier einen Fall, von dem nur die tiefste Unwissenheit leugnen kann, daß er durch astralische Konjunktion entstanden ist, collega dilectissime," wiederholte dieser ruhig. „Wir sehn es in der Natur; fallen nicht Sterne vom Firmament und kommen nicht Seuchen und Mißwachs, welche die Kundigen vorausprophezeien, wenn sie beobachten, daß ihrer viele herunterfallen?"

Er appellierte ebenfalls mit einer Wendung an die Zustimmung des Haufens, der sie umgab. Ein Gemurmel erhob sich unter demselben; „ja, ja — wir haben's oft gehört — wir haben's erfahren," riefen Stimmen.

„Seht Ihr, fuhr er mit gehobenem Ton fort, „Ihr habt's erfahren. Meine Kunst trügt nicht und wenn Ihr zu mir kommt, werdet Ihr erfahren, daß Ihr nicht betrogen seid. Aber es giebt Schwindler — ich meine Euch nicht, collega carissime," setzte er, den Dicken mit durchdringenden Augen fixierend, hinzu, „die auf die Unerfahrenheit der Menge spekulieren und die erhabene Achtung, welche die Heilkunst verdient, durch leere Blendnisse und Gaukelspiel in der Schätzung der Menge herabsetzen."

„Hört nicht auf ihn, er lügt — domine eruditissime, Ihr seid selbst ein Schwind—" schrie Salarius mit dunkelblau strotzendem Gesicht, aber der scharfe Geruch der Nelken war ihm zu tief in die Nase gezogen und er schnappte mitten in dem letzten Wort ab, indem er sich plötzlich gegen das Licht herumdrehte und mit allen Muskeln seines Gesichts krampfhafte, zuckende Anstrengungen machte. Dann brach er in ein erschütterndes Niesen aus, daß die Thränen ihm über die

Backen liefen und die Schlangen und Eidechsen auf seinem Talar sich durcheinanderringelten und wanden, als ob sie sich zu einem Vernichtungskampf anfallen wollten.

„Seht ihr," rief der Storchbeinige, ohne durch die versuchten Invektiven seines Kollegen aus der Fassung gebracht zu sein, indem er den Schlangenstab über das Haupt der auf- und abhüpfenden Kröte ausstreckte, „vis omnia superans herbarum" — er roch an Gewürznelken — „caryophyllos olfactabat" — und die unüberwindliche Pflanzenkraft verstopfte seinen Mund, in dem die schnöden Worte gegen ihre Herrlichkeit sich bereiteten. Es ist ein gutes Mittel, merkt's euch, gegen den Einfluß eines Kometen, der im Sternbild der Jungfrau oder der Zwillinge mit geblichtem Schweif erscheint; aber hütet euch, es zu benutzen, wenn der Schwanz rötlich ist, oder wenn er im Zeichen des Wassermannes zum Vorschein kommt. Dann giebts nur einen Theriak, der zu schützen stark genug ist, wer ihn haben will, kann ihn in meinem Hause holen. Er ist in Goldtiegeln um Mitternacht ex apua mille florum gebraut und dem Einsichtigen sicherlich kein Preis für das unschätzbare Heilmittel zu hoch. Bene vertat, collega amatissime!"

Er begleitete mit dem letzten Wunsch einen neuen Nasenparoxysmus des keuchenden Fleischklumpens, der während seiner Rede vergeblich bald mit den Beinen, bald mit den Armen gestikuliert und demonstriert hatte, immer aber, wenn er zu sprechen beginnen wollte, wieder von einem neuen Niese-Anfall unterbrochen, seinen Gegner mit kläglich verzweiflungsvoller Miene anstarrte. Er sah in den Gesichtern der Umstehenden, daß er durch die betrübende Einmischung seiner Nase und durch die dadurch ermöglichte Entfaltung der Reize des Theriaks, allen Boden, den er früher gewonnen, mindestens für den Augenblick verloren und ergab sich harrend und auf einer Bresche in der Beredsamkeit des mächtigen und begünstigten Gegners lauschend, in sein Schicksal. (Fortsetzung folgt.)

---

* Herr Kremser. Was „ein" Kremser ist, weiß jedermann, besonders jeder Berliner. „Ein" Kremser ist ein langer Landpartiewagen, der uns Sonntags dem Staube der Stadt entführt, um uns dem Staube der Landstraße zuzuführen. Wer aber Herr Kremser ist, das weiß wohl niemand. Und doch war Herr Kremser, der erste Unternehmer dieses aus dem Jahre 1822 stammenden allbeliebten Verkehrsmittels, und war dieser Unternehmer ein Jude. Die „Voss. Ztg." weiß allerhand über Herrn Kremser mitzuteilen. Sie schreibt: Der Vater des „Kremser" ist eine interessante Persönlichkeit, deren bewegter Lebenslauf wie ein Abglanz jener Romantik anmutet, die das liebgewordene Familienbeförderungsmittel umgiebt. Der preußische „Hofagent" Simon Kremser muß wohl im Anfange dieses Jahrhunderts ein „vielbeliebter" Mann gewesen sein. Am 15. September 1775 in Breslau geboren, fungiert er bereits im Jahre 1806 als „königlich preußischer Kriegskommissarius" im persönlichen Dienste des Feldmarschalls Blücher, dem er in der „großen Zeit" Deutschlands erhebliche Dienste geleistet haben mag, da ihm der tapfere Marschall Vorwärts den Transport einer „königlich preußischen Kriegskasse" überträgt. Kremser rettete diese Kasse mit Lebensgefahr aus Feindeshänden und erhält dafür nicht nur schriftliche Gunstbeweise seines fürstlichen Herrn, sondern auch das eiserne Kreuz und den Orden „Pour le mérite". Während der ganzen Befreiungskriege steht Kremser im Dienste des Feldmarschalls und ihm wird die hohe Ehre zu teil, die Leitung des Transportes der Siegesgöttin übertragen zu erhalten, die aus dem Franzosenlande wieder auf ihre alte Stätte zurückkommen soll. Mit Glücksgütern reich gesegnet, zieht sich der Kriegskommissarius nach den Kriegsjahren ins Privatleben zurück, kauft in Zossen ein aus dem Besitze des General York stammendes großes Rittergut und schließt eine zweite Ehe mit der verwitweten Baronin von Adlersthal. Die landwirtschaftliche Befähigung des Hofagenten und mutigen Kriegskassenspediteurs scheinen aber nicht hervorragend gewesen zu sein, denn er mußte schon nach wenigen Jahren das Gut mit großen Verlusten wieder verkaufen. Mit einem Bruchteil seines Vermögens, das immerhin noch die stattliche Summe von 50,000 Rthlr. repräsentiert, geht Kremser nach Berlin zurück und bewirbt sich um eine Wagenkonzession. Auf Grund seiner früheren Verdienste und der schriftlichen Gunstbezeugungen des Feldmarschalls Blücher erhält auch Kremser im Jahre 1822 vom Könige Friedrich Wilhelm III. das Privilegium „ganz alleine sogenannte Omnibusse" am Brandenburger Thore aufzustellen." Diese Wagen, deren Kremser gleich eine stattliche Anzahl aufstellte, nannte er „Kremserwagen" und im Volksmunde bürgerte sich der Name bald ein. Unsere, die Kürze liebende Neuzeit hat daraus kurzweg die „Kremser" gemacht. Ungleich schwerer als der Name konnte, wie es scheint, die neue Verkehrsinstitution selbst Wurzel fassen; es ist auch möglich, daß die unruhige Natur des Eigentümers sich der langsamen Entwickelung des Fahrinstitutes nicht anbequemen konnte. Schon im Jahre 1827 giebt Kremser sein Geschäft in andere Hände über und wandert als 54jähriger ziemlich mittelloser Mann nach Rußland aus. Dort kehrt er zu seinem früheren Berufe zurück, wird erst Beamter und als solcher Transporteur russischer Kronengelder und avanciert dann nach und nach bis zum Range eines russischen Majors. Ob diese Beförderung eine reguläre war oder ad honores erfolgte, ist nicht mit Gewißheit nachzuweisen; in der Uniform eines russischen Majors, mit den goldenen Epaulettes und den preußischen Orden hat ihn seine, heute als hochbetagte, aber rüstige Frau in Dresden lebende Tochter noch bei der Hochzeit einer Schwester gesehen. Noch auf dem Sterbebette in Breslau, wohin sich Kremser nach zweiundzwanzigjähriger Dienstzeit zurückgezogen hatte, um dort seine von Rußland ausgesetzte Pension zu verzehren, erhielt er zwei hohe russische Orden vom Kaiser Nikolaus I. Im Jahre 1852 starb Kremser und wurde auf dem israelitischen Friedhofe in Breslau begraben.

Nebbich!

Ein Wörtchen geht von Mund zu Munde —
Sein Ursprung ist uns unbekannt;
Doch Zeugnis giebts vom Bruderbunde,
Der mild dem Leid sich zugewandt,
Wo sich ein menschlich Weh verschließet,
Die Pilgerfahrt wird schwer und schwül,
Das Wörtchen von den Lippen fließet,
Und „Nebbich!" sagt das Mitgefühl.

Die Furchen, die der Gram gezogen,
Füllt aus das Wort mit seiner Saat,
Und so rasch wie der Pfeil vom Bogen,
Folgt ihm die hilfreich fromme That!
Tritt uns das Alter morsch entgegen,
Ein früh gebeugter Jugendmut:
Wir sprechen ihm des Wörtchens Segen,
Wer Mitleid braucht, ob Christ, ob Jud'.

So nennt es immerhin verdorben,
In Sprach' und Brauch mags also sein;
Doch hat's das Bürgerrecht erworben,
Denn aus dem Herzen stammt es rein.
Ein Schibolet für das Erbarmen,
Pflanzt sich's in Israel fort und fort —
O haltet fest an diesem warmen,
An diesem milden, guten Wort!

Und wenn verronnen einst die Stunden,
Wo ihr dem Mitleid selbst geweiht,
Und euch geheilt die Seelenwunden
Die weisere, die bessre Zeit:
O laßt das Wörtchen nicht verfallen,
Und nicht verwehn des Mitleids Hauch;
Wo Herzen weinen, laßt es schallen,
Wo Geister dulden, tön' es auch!

Joseph Wertheimer.

Hier und dort.

* **Berlin**, 4. Oktober. Der „Vorwärts" erzählt folgendes: An einer hiesigen Gemeindeschule hospitierte seit langer Zeit eine jüdische Lehrerin, welche unverdrossen jahraus jahrein auf ihre Anstellung wartete in der Hoffnung, daß wenn ihr endlich das Glück der Anstellung blühen sollte, der Magistrat über die Ueberschreitung der Altersgrenze hinwegsehen würde. Da plötzlich kam das Reskript des Provinzial-Schulkollegiums bezw. des Kultusministers, wonach jüdische Lehrerinnen fortan nur angestellt werden dürfen, wenn das Bedürfnis vorliegt, die Lehrkräfte für den jüdischen Religionsunterricht in den Gemeindeschulen zu vermehren. Der betreffenden Dame wurde von der Schuldeputation der Rat gegeben, von einem weiteren Hospitieren an den Gemeindeschulen abzusehen, da es nach Lage der Sache nunmehr aussichtslos sei, daß sie eine Anstellung als Lehrerin erhielte. Nach wenigen Wochen erhielt die Schuldeputation ein erneutes Anstellungsgesuch, dem die pfarramtliche Bescheinigung beigelegt war, daß die Dame in die evangelische Glaubensgemeinschaft aufgenommen sei. Die Schuldeputation beschied die Lehrerin dahin, daß sie erst den Befähigungsnachweis für die Erteilung evangelischen Religionsunterrichts beibringen müsse, ehe ihrem Gesuch näher getreten werden könne. Noch einige Wochen, und die Neubekehrte konnte auch diese Forderung erfüllen, indem sie eine Prüfung über ihre Fähigkeit zur Erteilung evangelischen Religionsunterrichts bestand, welche ihr ein sehr befriedigendes Zeugnis einbrachte. Seit dem 1. d. M. fungiert nun die Dame als wohlbestallte Lehrerin an einer Berliner Gemeindeschule.

* **Berlin**, 4. Oktober. Von vielen Seiten ergeht an uns die Anfrage, ob nicht der Zentralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinde in allernächster Zeit eine öffentliche Versammlung abhalten werde, in welcher die Ersatzwahl im Gemeindevorstand besprochen werden soll. Wir ersuchen, die Anfragen an den Vereinsvorsitzenden, Herrn Julius Oppenheim, Potsdamerstr. 118b zu richten, können jedoch die Bemerkung nicht unterlassen, daß eine solche Versammlung mit angegebener Tagesordnung in kürzester Zeit wird stattfinden müssen, falls der Vereinsvorstand nicht die Absicht hat, die Bedeutung des Zentralvereins auf Null zu reduzieren. Eine eminent wichtige Frage, wie die Vorstandswahl, muß der Verein zur öffentlichen Diskussion stellen.

* **Berlin**, 4. Oktober. Der erste antisemitische Lehr- und Diskutier-Klub ist dieser Tage hier ins Leben getreten.

* **Berlin**, 4. Oktober. Die neueste Niederlage, welche der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in dem Prozeß Sedlatzek erfahren hat, trägt dem Verein manche Unliebenswürdigkeit seitens der demokratischen Presse ein. Die „Berl. Ztg." schreibt über diesen „merkwürdigen Chor der Rache": „Wer über die Zwecke dieses Vereins nicht unterrichtet ist, muß, wenn er die Berichte über die von ihm veranlaßten Strafprozesse liest, annehmen, daß es sich um eine Art Reklame-Genossenschaft handelt, die sich die Verbreitung antisemitischer Blätter zum Ziel gesetzt hat, sintemalen Preßprozesse stets eine Reklame für das Blatt sind, gegen das sie geführt werden. Das Blättchen des Herrn Sedlatzek wäre sicher schon längst selig entschlafen, wenn der Verein mit dem länglichen Namen ihm nicht eine so rührende Aufmerksamkeit schenkte und die Albernheiten, die es unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu Tage förderte, an die große Glocke des Moabiter Kriminalgerichts zu hängen pflegte. Diejenigen deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, die von dem Wert dieser Denunziationspraxis nicht überzeugt sind, sollten ihren Einfluß aufbieten, um die Leiter des Vereins zu veranlassen, ihre freie Zeit einer nützlicheren Beschäftigung zu widmen." — In nächster Zeit stehen in dem gen. Verein Vorstandswahlen bevor; es wäre eine dankenswerte Aufgabe, dahin zu wirken, daß auch etliche Mitglieder gewählt würden, die auf den zweiten Teil des langen Namens mehr Gewicht legen als auf den ersten, dann würden Mißgriffe, wie die oft getadelten, vermieden werden und würde vielleicht der Verein doch noch zum Segen werden für die deutsche Judenheit.

* **Berlin**, 6. Oktober. (Hut ab!) Ein seltener Zwischenfall ereignete sich am Montag vor der neunten Strafkammer des Landgerichts I während der Vereidigung eines Zeugen. Als sich die Anwesenden erhoben hatten und der Vorsitzende die Eidesformel vorzusprechen begann, bedeckte ein im Zuhörerraum befindlicher jüdischer Zuhörer sein Haupt mit seinem Hute und behielt ihn während der Eideszeremonie auf. Der Staatsanwalt beantragte hierauf wegen Ungebühr vor Gericht 30 Mk. Ordnungsstrafe. Auf die seitens des Vorsitzenden an den betreffenden Zuhörer gerichtete Frage, weshalb er seinen Hut aufgesetzt, schwieg jener anfangs ganz verdutzt, dann aber erklärte er, daß er ein orthodoxer Jude und ihm als solchem vorgeschrieben sei, bei einer Eidesleistung sein Haupt zu bedecken. Aufgrund dieser Erklärung nahm der Gerichtshof Abstand, eine Ordnungsstrafe auszusprechen. — Hut ab — vor dem Gerichtshof!

* **Berlin**, 6. Oktober. Herr Eugen Rosenstiel und Gattin haben den hiesigen Ferienkolonien für jüdische Kinder ein großartiges Geschenk gemacht. Es besteht aus einem Grundstück in Soolbad Elmen (bei Magdeburg), welches ein großes Wohnhaus nebst schönem Garten umfaßt und geeignet ist, 30—40

⊙ **Winzenheim**, 1. Oktober. (Jubiläum.) In diesen Tagen feiert die hiesige Gemeinde den Tag, an welchem vor hundert Jahren der israelitische Friedhof angelegt wurde. Damals war Winzenheim eine der größten israelitischen Gemeinden des Landes. Winzenheim war lange Zeit Sitz des Bezirkskonsistoriums.

♯ **Hamburg**, 5. Oktober. Da Sie jetzt etwas über die Eindrücke berichten, die Sie in unserer Stadt empfangen haben, so möchte ich Sie ersuchen, die Leser Ihres Blattes, nicht zuletzt die Leser in Hamburg auf das Hotel Hirschl (Continental) aufmerksam zu machen, weil es diese Aufmerksamkeit verdient. Denn es ist eines jener vorzüglich geleiteten Gasthäuser, wie wie ihrer in Berlin ein halbes Dutzend finden — müßten. Da wird weder in Aushängeschildern noch in fetten Aufschriften mit dem Wörtchen כשר protzig geprahlt, sondern für das Wort der Begriff substituiert, so daß ein Nichtjude, der aus Versehen da hineingerät — und es geraten sehr viel Nichtjuden in dieses Hotel — leicht ein Anhänger der jüdischen Küche, und der die Speisegesetze negierende Glaubensgenosse unschwer ein Verehrer derselben wird. (Wir können diese Wahrnehmung aus eigener Erfahrung bestätigen. Red.)

⚔ **Dresden**, 4. Oktober. Der sächsische Antisemitismus ist im Niedergange, so versichert das Organ unserer Konservativen, das „Vaterland“. „Der Glaube an die werbende Kraft ihrer Sache,“ schreibt das Blatt, „scheint in den Reihen der Antisemiten stark erschüttert zu sein. Immer größer wird die Zahl derjenigen, welche die Sache desselben verloren geben und sich von der Fahne, die sie einst mit nicht geringer Begeisterung ergriffen, gleichsam hinwegstehlen. Soweit die inzwischen gemachten Erfahrungen sie dazu veranlassen, sind sie vollkommen in ihrem Rechte; ihr Schritt verdient nicht Tadel, sondern Anerkennung. In den Dresdener Nachrichten, die selbst antisemitische Tendenzen pflegen, werden die Führer der antisemitischen Reformpartei — an deren Spitze Liebermann v. Sonnenberg und Zimmermann stehen — als „Demagogen“ bezeichnet, durch die die antisemitische Bewegung diskreditiert worden sei.

B. **Wien**, 1. Oktober. (Allerlei.) Unter den Deputationen, die dem Kaiser bei seinem Aufenthalte in Orsowa anläßlich der Feier am Eisernen Thore ihre Huldigung darbrachten, befand sich auch eine Deputation der jüdischen Gemeinden des Distrikts. Dieser erwiderte der Kaiser: „Ihre Huldigung und den Ausdruck Ihres Dankes nehme ich gnädigst an. Es wird mir jederzeit zur Freude gereichen, daß Sie Ihre durch das Gesetz gesicherten Rechte in gemeinnütziger patriotischer Thätigkeit genießen können.“ — Das wiedererstandene „Freie Blatt“ druckt eine Zuschrift ab, die es von einem Ludwig Grünfeld in Pilsen erhalten hat. Der Herr erklärt, das genannte Abwehrorgan nicht halten zu wollen, weil er, obwohl selbst Jude, mit „diesen Leuten“ (den Juden) nicht verkehre usw. Das Blatt hängt das Schreiben ein wenig niedriger, das finden wir begreiflich. In der nämlichen Nr. nagelt es aber im Briefkasten einen üdischen Großindustriellen in Wien fest, der das Blatt nicht)at bezahlen wollen, und das muß Unwillen erregen. Wir rkennen an, wenn Nichtjuden den Antisemitismus beämpfen und zur Abwehr desselben Blätter schaffen; sie verienen unsre Unterstützung, haben diese aber nicht zu forern, denn am Ende aller Enden sind sie von niemand gerufen worden. — Dasselbe Blatt bringt ein Verzeichnis der jüdischen Firmen, die in den hiesigen schmutzigsten Antisemitenblättern inserieren; die Zahl dieser Firmen ist bedauerlicher Weise recht groß. — Wie der vom Bureau der statistischen Zentral-Kommission veröffentlichten Statistik der österreichischen Unterrichtsanstalten für das Jahr 1892/93 zu entnehmen ist, zählten die 8 österreichischen Universitäten 3047, die 6 technischen Hochschulen 382, die Lehrerseminare 97 jüdische Hörer, die Mittelschulen 7805, die Realschulen 2938, die Handels-Lehranstalten 3323, die Gewerbeschulen 390 jüdische Schüler. — Dr. Lueger wird jetzt von seinen eigenen Gesinnungsgenossen geschmäht, weil er, um Wahlgeschäfte zu machen, sein Deutschtum verleugnet. So soll der teutsche Mann demnächst in einem klerikalen Verein in Botenwald, der notorisch mit den Czechen liebäugelt, sprechen, und das nimmt ihm selbst die hiesige „Deutsche Ztg.“ übel.

♯ **Straßnitz**, 1. Oktober. („Taschlich“ und Antisemitismus.) Der Brauch, am Roschhaschanafeste zu „Taschlich“ zu gehen, ist den Lesern, die der jüngeren Generation angehören, nicht mehr geläufig. Hier wird jedoch dieser Brauch noch geübt. Als am verflossenen Neujahrsfest eine Anzahl älterer Glaubensgenossen am Ufer des Marchflusses betete, richtete die czechische Feuerwehr, die ihre Uebungen in der Nähe abhielt, ihre Schläuche gegen die betenden Juden. Ob dieser Roheit strengte die israelitische Gemeinde Klage an. Hierüber erbost, erließ der Bürgermeister ein Verbot, daß es den Juden vor acht Uhr früh nicht gestattel sei, Geflügel, Butter und Gemüse am Marktplatze zu kaufen oder zu verkaufen. Als der israelitische Kultusvorsteher Reiß am vergangenen Mittwoch trotz dieses Verbotes ein Huhn vor 8 Uhr früh kaufte, drangen drei Polizeileute in seine Wohnung und schleppten ihn aufs Rathaus, selbstverständlich begleitet von einer großen Anzahl schreiender Gassenbuben. Der Bürgermeister ließ Herrn Reiß in den Arrest stecken, doch gelang es ihm, sich durch die Flucht vor weiteren Roheiten zu retten. Die Doktoren Deutsch und Robitschek fuhren nach Göding zum Bezirkshauptmann und teilten diesem die Gewaltthätigkeiten des Bürgermeisters mit. Ob und welche Maßregeln gegen solche Gewaltakte ergriffen werden, ist hier nicht bekannt.

♚ **Prag**, 1. Oktober. In ganz Mähren zirkuliert ein Aufruf an die Israeliten, in welchem dieselben aufgefordert werden, dem „Israelitischen Verein“ in Brünn beizutreten, der ein Sammelpunkt israelitischer Interessen sein soll. Zweck des Vereines sei, das israelitische Bewußtsein zu heben und zu stärken und mit allen Mitteln gegen die Verkürzung der Rechte und der Ehre der Israeliten aufzutreten. — Es scheint, daß wir es da mit einem mährischen „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ nach Art des Wiener zu thun haben, ein Beweis, wie sehr derselbe in den Reihen der Deutschen Mährens bereits Wurzel gefaßt hat.

↗ **Paris**, 1. Oktober. Wie aus Tanger telegraphisch gemeldet wird, ist das Judenviertel in Fez niedergebrannt. Verschiedene Bewohner desselben sind in den Flammen umgekommen, viele sind schwer verletzt. Fünfhundert Menschen sind, nur notdürftig bekleidet, auf das freie Feld geflüchtet. — Die „Libre Parole“ empfiehlt ihren Lesern eine antisemitische Fahne. Dieselbe weist die Trikolore auf; in der Mitte prangt

Kindern Aufnahme zu gewähren. Da die Insassen drei- bis viermal im Sommer wechseln können, wird alljährlich 100—150 Kindern die Wohlthat des Badeaufenthalts gewährt werden. Alle baulichen Veränderungen und die Errichtung einer großen Glashalle im Garten werden die Spender gleichfalls aus eigenen Mitteln vornehmen lassen.

* **Berlin**, 6. Oktober. Aus Spanien berichten die „Hamb. Nachr.": „Von 1875 bis 1895, also in einer Zeitspanne von 20 Jahren, hat der Fiskus in Spanien 198,475 Grundstücke beschlagnahmt, deren Eigentümer nicht imstande waren, die darauf lastenden Steuern zu entrichten. Die Grundstücke gehörten zumeist kleinen Bauern, die infolge der bestehenden hohen Bodensteuern und des in Spanien grassierenden Wucherwesens ins Elend geraten sind." — In Spanien giebt es bekanntlich seit der Herrschaft der heiligen Inquisition fast gar keine Juden.

* **Berlin**, 6. Oktober. Der Bericht über das Reichenheimsche Waisenhaus für das Geschäftsjahr 1895/96 ist soeben erschienen. In der Anstalt wurden 79 Zöglinge verpflegt, 47 Knaben und 32 Mädchen. Die gesamten Ausgaben für das Waisenhaus betrugen in diesem Jahre 53,795 M., die durch Zinsen eigener Fonds und einen Gemeindezuschuß von 23,023 Mark aufgebracht wurden. Die Ausgaben für Beköstigung betrugen auf den Kopf und Tag verteilt $0{,}42\,^{6}/_{10}$ Mark gegen $0{,}43\,^{3}/_{10}$ Mark im Vorjahre. 13 Zöglinge wurden in diesem Jahre entlassen, 8 Knaben und 5 Mädchen.

□ **Aus der Provinz Posen**, 2. Oktober. Herr Moritz Rohr in Berlin, der aus unserer Provinz stammt und dessen Wohlthätigkeit allgemein bekannt ist, hat eine neue Stiftung zum Gedächtnis seiner Eltern begründet, und zwar eine Altersversorgungsanstalt für Israeliten beider Geschlechter. Herr Rohr hat zu diesem Zwecke bereits mehrere Morgen Land zwischen Lang-Guhle und Bojanowo angekauft und 300,000 Mk. als Stiftungsfonds bestimmt. — Ernennungen von Juden zu Kommerzien- und sonstigen Räten bringen Sie nicht gern; dennoch möchte ich Sie ersuchen, einmal von dem „Minhag" abzuweichen und über eine solche Ernennung zu berichten. Es handelt sich um Herrn M. Heppner in Krotoschin, der am ersten Tage Rosch haschanah die telegraphische Mitteilung erhalten hat, daß er zum Kommerzienrat ernannt sei. Herr Heppner, ein bekannter Wohlthäter in Krotoschin, ist der erste Jude dieser altehrwürdigen Gemeinde, dem diese Ehrung widerfuhr. Bis heute war Krotoschin ganz und gar Rat-los. Herr Kommerzienrat Heppner hatte — echt jüdisch! — gleich nach Empfang des Telegramms in der Synagoge eine namhafte Summe gespendet. — Die Gemeinde Krojanke hatte vor kurzem von einigen auswärtigen Herren, die die Gräber ihrer Eltern besuchen wollten, für den Besuch des Friedhofes eine Steuer von je 10 Mk. erhoben. Einer der Herren, Rechtsanwalt Ed. Margoninski, wandte sich dieserhalb beschwerdeführend an den Regierungspräsidenten. Nun ist dem Vorstande behördlicherseits eröffnet worden, daß eine derartige Steuer unstatthaft wäre und die bisher erhobenen Steuern gedachter Art innerhalb dreier Tage zurückzuerstatten seien. Dieser Bestimmung ist auch bereits entsprochen worden.

Gr. **Essen**, 4. Oktober. Aus der Uebersicht der Gesamteinnahmen für die Unterstützungskasse des Vereins israelitischer Lehrer von Rheinland und Westfalen im 3. Quartal geht hervor, daß dieselben weit hinter denen im 1. und 2. Quartal zurückgeblieben sind, und zwar gegen die Einnahme im 1. Quartal um ca. 800 Mk. und gegen die im 2. Quartal sogar um mehr als 1300 Mk. Es entsteht deshalb für alle Freunde der israelitischen Lehrer, insbesondere aber für die Mitglieder die unabweisliche moralische Pflicht, mit allen Kräften dahin zu streben, daß die Differenzen in den Einnahmen ausgeglichen werden und so die Unterstützungen der Lehrerwitwen und -Waisen wie der arbeitsunfähig gewordenen Lehrer nicht kürzen zu lassen. Hierzu kommt in Betracht, daß im Laufe des Jahres zu den anfänglich 140 Unterstützungsanteilen noch 14 hinzugekommen sind. Wenn nur jeder innerhalb seines Bereiches seine Schuldigkeit gethan, dann würde dieser Mahnruf nicht nötig geworden sein. Wir zweifeln nicht daran, daß jedes Mitglied im laufenden letzten Quartal mit doppeltem Eifer sich seiner moralischen Verpflichtung bewußt sein wird. Nur etwas Energie und Ausdauer! Israel läßt seine Lehrerwitwen und -Waisen nicht darben.

♯ **Hannover**, 4. Oktober. In Göttingen hat sich bedauerlicher Weise eine Spaltung vollzogen, herbeigeführt durch Reformen und Aenderungen im Gottesdienste. Nach der vor einiger Zeit vorgenommenen Erweiterung der Synagoge wurde eine Orgel aufgestellt, die deutschen Gesänge im Gottesdienste wurden vermehrt und es wurde dahin gestrebt, den Gottesdienst recht modern zu gestalten. Mit diesen Bestrebungen ist aber ein Teil der Gemeindemitglieder nicht einverstanden, und da diese ihre Ansichten in der Gemeinde nicht haben geltend machen können, so haben sie sich von den übrigen abgesondert und einen besonderen Betsaal eingerichtet, wo der Gottesdienst nach dem alten Ritus abgehalten wird. — Bischof Wilhelm von Hildesheim feierte jüngst sein Priesterjubiläum; zu seiner Beglückwünschung erschien auch eine Deputation der jüdischen Gemeinde. In seiner Erwiderung auf eine Ansprache des Landrabbiners Dr. Lewinsky betonte der Kirchenfürst, daß die Liebe den Grundzug jeder Religion bilde und bleiben müsse, und wies darauf hin, daß sich die Liebe auch im Judentum kundthue. Des öfteren habe auch er schon von Bekennern dieser Religion Gaben zu Liebeszwecken erhalten. Mit Freuden gedenke er, der früher am Josephineum, dem katholischen Gymnasium in H. gewirkt, noch der ehemaligen jüdischen Schüler, die sich jetzt in ehrenvollen Stellungen befänden, z. B. Oberrabb. Dr. Güdemann in Wien, Prof. Dr. Landsberg in Darmstadt u. a. Jedem der Deputierten übergab der Bischof ein Bild zur Erinnerung.

[] **Hagen**, 4. Oktober. Am 13. Mai cr. wurde der Vorsitzende des hiesigen antisemitischen Vereins, Steinbeck nebst Anhang vom Landgericht wegen Beleidigung verurteilt, weil sie in einem sog. Weihnachtsflugblatt vor dem Einkauf bei Juden gewarnt hatten. Das Gericht glaubte die im allgemeinen gegen die Juden gerichteten Beleidigungen auf die hier wohnenden Geschäftsleute beziehen zu sollen. Dagegen richtete sich in erster Linie die Revision der Angeklagten gegen das Urteil, da eine begründete Veranlassung zu einer derartigen Beziehung nicht vorliege. Das Reichsgericht verwarf die Revision, da dieselbe sich gegen die thatsächliche Beweiswürdigung richte.

aber ein Kranz aus Kornblumen mit der Inschrift: „La France aux Français." — Herr Clemenceau, der sich seit seinem Rücktritte vom Parlament ganz der Litteratur gewidmet hat, ist nach Galizien gereist, um dort Studien über die Juden zu machen. — Der Militärdolmetscher Djebari tritt mit der Behauptung auf, der Marquis de Morés sei noch am Leben und habe selber die Todtenszene in der Sahara veranlaßt, damit man an seinen Tod glauben solle. Wie dem auch sei, nach den Enthüllungen, die nach der Todesnachricht über den antisemitisch-anarchistischen Marquis gemacht wurden, ist er zum mindesten moralisch tot, mausetot. — Der Großrabbiner macht einige interessante Mitteilungen über den Zustand der hiesigen jüdischen Gemeinde. Sie besteht aus 50 000 Seelen, worunter 15 000 russische Juden sind, welche, durch die sie auf den Ansiedelungsrayon beschränkende Gesetzgebung zur Emigration gezwungen wurden. Die Hauptopfer dieser Legislative sind die jüdischen Kolonien Beßarabiens; diese Flüchtlinge sind ehrliche Familienväter und intelligente, thätige Arbeiter, zum größten Teile Kunsttischler. Tausende von ihnen sind in den Fabriken von Faubourg St. Antoine beschäftigt. Seitdem jedoch die Maßregeln gegen die Juden von den russischen Behörden ein wenig gemildert wurden, kehrten viele zu ihrem heimatlichen Boden zurück, dem sie noch immer leidenschaftlich ergeben sind.

-y. **London**, 29. September. (Ein jüdischer Lord Mayor.) Als Lord Mayor wurde Faudel Phillipps einstimmig gewählt. Derselbe ist ein Schwager des Eigentümers des „Daily Telegraph", Sir Edward Lawson. Sein Vater, Sir Benjamin Phillipps, war 1866 Lord Mayor. — Herr Sigmund Finemann aus New-York ist hier eingetroffen, in der Absicht, hier ein ständiges jüdisches Theater zu gründen. Er behauptet, daß ein solches einen sehr bedeutenden erziehlichen und moralischen Wert für die Juden, besonders aber für die jüdischen Fremden in East-End haben müsse, und daß Erfahrungen, die man in Amerika mit solchen Bühnen gemacht, sehr wohl zu einem solchen Schlusse berechtigen. In New-York bestehen drei jüdische Theater ausgezeichnet. Jedes davon bezahlt etwa M. 100 000 jährliche Miete und nimmt ungefähr eine Million Mark jährlich ein. Herr Finemann selbst ist ein ganz vorzüglicher Schauspieler; seine Frau Dinah genießt jenseits des Oceans den Ruf einer ausgezeichneten Schauspielerin. Auf dem Repertoir steht für die allernächste Zeit „Hamlet", der in einer jüdischen Bearbeitung der Schlegelschen Uebersetzung gegeben wird. Man sieht dieser mit gespanntem Interesse entgegen.

R. **Stockholm**, Ende September. Unser Rabbiner Herr Dr. Klein ist jüngst von unserem König zur Audienz befohlen worden, während welcher ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, im Herbst dem Könige und einigen Auserwählten im Schlosse über einige Fragen streng wissenschaftlicher Natur Vorträge zu halten. Die Themata dürften die Ursprünge des Judentums und Christentums, jüdische Philosophie und Mystik und anderes behandeln.

♪ **Petersburg**, 1. Oktober. (Zum Exzeß in Djatlowka.) Wie schon kurz gemeldet, haben sich in der Ortschaft Djatlowka (Gouvernement Grodno) infolge eines Streites zwischen einem Bauern und einem Juden antisemitische Exzesse ereignet. Im Verlaufe des Streites erlitt nämlich der Bauer, welcher epileptisch ist, einen Anfall seiner Krankheit, und als er hinfiel, begannen die Bauern des Ortes, welche glaubten, daß ihr Genosse von den Juden getötet worden sei, sofort eine regelrechte Judenhetze, indem sie alle jüdischen Geschäftsläden plünderten. Die Wut der Bauern nahm bald so große Dimensionen an, daß sie sich auch gegen die behufs Ruhestiftung erschienenen Polizeiagenten und ihren Anführer, den Polizeikommissar, zur Wehre setzten. Sie griffen den Kommissar selbst an, entrissen ihm seinen Säbel, so daß sich dieser nur durch die Flucht in das Haus eines Kaufmanns retten konnte. Von dort konnte er das Dach eines benachbarten Hauses erreichen, aber auch da war er vor der Wut der Bauern nicht sicher. Sie wollten ihn steinigen, und thatsächlich wurde er am Kopfe durch einen Steinwurf verletzt. Er wurde schließlich nur dadurch gerettet, daß eine Anzahl besonnener Männer das betreffende Haus umgaben und ihn dann, trotz aller wilden Verwünschungen seitens der aufgeregten Menge, sicher nach Hause brachten. Nun begannen die Bauern seine Wohnung zu belagern und nur ein zufälligerweise eingetretener Regenguß, der sie zwang, den Platz zu verlassen, verhinderte ein größeres Unglück. Die Verhandlung gegen die Ruhestörer, deren Zahl siebzig beträgt, wovon fünf die Anstifter der Unruhen waren, wird demnächst vor dem Gericht in Grodno stattfinden.

♪ **Petersburg**, 4. Oktober. Die „Korobka" (Fleischsteuer) wird von den jüdischen Gemeinden als drückend empfunden. Seit längerer Zeit beabsichtigt man, die Korobka gegen einen Besteuerungsmodus zu vertauschen, welcher sich mehr den Vermögensverhältnissen der Besteuerten anpaßt. Ein solcher Modus ist in Polen angewandt worden. Die Bedürfnisse der Gemeinde werden hier durch eine Repartitionssteuer gedeckt. Eine für 3 Jahre gewählte, unter dem Vorsitz des Rabbiners stehende Kommission stellt für das Triennium ein Budget der Gemeinde auf. Die jüdische Bevölkerung wird in fünf Gruppen geteilt, von welchen die erste als die wohlhabendste $^{4}/_{10}$ der Repartition trägt, die zweite ist mit $^{3}/_{10}$, die dritte mit $^{2}/_{10}$ die vierte mit $^{1}/_{10}$ belastet. Die fünfte Gruppe, zu welcher Personen gehören, welche auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen sind, ist von der Repartition befreit. Bei einer derartigen Verteilung der Steuerlast wird sie von dem jüdischen Proletariat nicht sonderlich schwer empfunden. Die erfolgreiche Anwendung dieses Systems in einer so bedeutenden Gemeinde, wie in Warschau, ist ein Beweis dafür, daß die Gruppierung der jüdischen Bevölkerung zu Steuerzwecken auf keine Hindernisse stoßen kann. Die Gemeinden in Polen besitzen die Rechte juristischer Personen und können bei Steuerverweigerungen die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen. Wie eine jede direkte Steuer, so veranlaßt auch die Repartitionssteuer die Zahlenden auf eine regelrechte Verwendung der beigetriebenen Steuern zu achten; infolgedessen wird das Budget sorgfam zusammengestellt, es entstehen keine großen Ueberschüsse und sind Mißbräuche schwer möglich. Die Abschaffung der Korobka wäre schon im Hinblick auf eine dadurch entstehende Aufbesserung der Ernährungsverhältnisse des Gros der jüdischen Bevölkerung wünschenswert.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.